

Schriften der II. Internationalen Tagung der causAbock für die Psychoanalyse: *Die Erfindung – ein einzigartiger Weg.*

Friedensreich Hundertwasser, 30 days fax painting: <https://artsdot.com/sl/art/info/friedensreich-hundertwasser-the-30-days-fax-painting-A26LTV-en/>



Koordiniert durch Yoany Rendón



ARTEMISA
VERLAG

Erinnerungen an die II. Internationale Tagung der causAbock für die Psychoanalyse:

Die Erfindung – ein einzigartiger Weg.

Es waren drei spannende Tage unserer zweiten internationalen Tagung. In diesem Jahr stand sie unter dem Titel bzw. dem thematischen Schwerpunkt: *Die Erfindung, ein einzigartiger Weg.*

In diesem Jahr hatte die Tagung einen besonderen Charakter: Neben der Teilnahme derjenigen, die die causAbock für die Psychoanalyse in den letzten Jahren unterstützt haben, fand zudem die offizielle Vorstellung des Artemisa Verlags statt, eine Initiative der causAbock.

Beide Tage standen im Zeichen der Erfindung, dem zentralen Signifikanten der Tagung. Wie es der Psychoanalytiker Jacques-Alain Miller formuliert: „Der Begriff der Erfindung steht naturgemäß im Gegensatz zu dem der Schöpfung.“ Aus dieser Perspektive, so Miller weiter, „legt die Schöpfung den Schwerpunkt auf die Erfindung *ex nihilo*, aus dem Nichts.“ Ebenso sagt der Psychoanalytiker, dass „die Erfindung sich leichter der Entdeckung entgegenstellt. Man entdeckt, was bereits da ist, man erfindet, was nicht da ist. Insofern ist die Erfindung mit der Schöpfung verwandt. Aber der Schwerpunkt des Begriffs „*Erfindung*“ liegt in diesem Fall auf einer Schöpfung aus bereits vorhandenem Material“.

Auf dieser Grundlage hält der Psychoanalytiker Héctor Gallo den Eröffnungsvortrag der Tagung, wobei er die Unterscheidung zwischen Erfindung und Schöpfung hervorhebt und dabei auf die klinische Struktur eingeht, in der beide Begriffe einander ersetzen können. Sein Vortrag mit dem Titel „Die Erfindung in der Psychose“ ist ein wunderschöner Kontrapunkt zwischen Gérard de Nerval und James Joyce. Daher war auch die Schöpfung *ex nihilo* Teil der Thematik unserer Tagung.

Bei der Präsentation des Artemisa Verlags hatten wir die Ehre, den Psychoanalytiker und wissenschaftlichen Leiter des Verlags, José María Álvarez, begrüßen zu dürfen, der sein Buch *Prinzipien einer Psychotherapie der Psychose* vorstellte, das bereits in fünf Sprachen erschienen ist. Der Psychoanalytiker Héctor Gallo stellte seinerseits sein Buch *Suizid, psychische Gesundheit und der Wunsch zu leben. Eine mögliche psychoanalytische Klinik* vor. Beide Bücher sind in ihrer spanischen Fassung beim spanischen Verlag Xoroi Edicions erschienen. Die deutsche Fassung beider Werke beim Artemisa Verlag ist eine Initiative von „La Otra psiquiatría“ in Zusammenarbeit mit causAbock.

Unser Dank gilt Xoroi und insbesondere dem Verleger Henry Odell dafür, dass sie uns als Verlag mit ihrer Unterstützung den Weg geebnet haben. Unser Dank gilt den Teilnehmern

und Referenten, die von ihren analytischen Erfahrungen berichteten und davon, wie sie es geschafft haben, eine bessere Beziehung zum Leben und zu ihrem inneren Wunsch zu entwickeln. Von ihrer Begegnung mit der Psychoanalyse und insbesondere mit ihrem Analytiker Yoany Rendón. Dem wir herzlich für seine Unterstützung, seine Teilnahme und dafür danken, dass er Teil dieses Abenteuers ist.

Die Texte, aus denen sich diese schriftliche Erinnerung zusammensetzt, stammen vollständig aus der Feder der Referenten. Der Vortrag und der dazugehörige Text des Psychoanalytikers Héctor Gallo wurde im Format eines Hauptvortrags gehalten. Die übrigen Autoren haben von ihren analytischen Erfahrungen berichtet und von dem, was sich zunehmend als ihre eigenen Erfindungen herauskristallisiert hat. Nicht alle Referenten haben schriftliche Aufzeichnungen ihrer Vorträge hinterlassen.

Inhalt

Psychose und Erfindung: zwischen James Joyce und Gérard de Nerval. Von Héctor Gallo	5
<i>Einleitung</i>	5
<i>Wahnsinn und Poesie</i>	7
<i>Das Schreiben: Der Lebensatem des literarischen Schöpfers</i>	10
<i>Vom Unglück gepackt und durch das Schreiben befreit</i>	17
<i>Eine Allee im Luxembourg</i>	17
<i>Sinthome und escabel</i>	19
<i>Joyce y Lucía</i>	22
<i>Zwischen Ersetzen, Wiederherstellung und escabelización</i>	24
<i>A modo de conclusión</i>	25
Was wäre das Leben, wenn wir nicht immer wieder etwas Neues ausprobieren würden? Eine Heimreise. Mercedes Sierra	28
<i>Das Licht, das immer da ist.</i>	36
<i>Die Geburt. Aus den tiefsten Tiefen gebären.</i>	37
Ich verkaufe Kaffee, um Gedichte zu überbringen. Von Esteban Pelaez Arroyave.	40
<i>Einleitung</i>	40
<i>Beginn der Analyse</i>	40
<i>Der Vater als Vermittler des Wunsches</i>	41
<i>La-s Invencion-es</i>	42
<i>Schlussfolgerungen</i>	43
Vom goldenen Sarg zu „Empresa Viva“. Bericht über eine Analyse. Von Liliana Ortiz.	44
<i>Stiller Selbstmord und Lebenswille</i>	44
<i>Die Begegnung mit der Psychoanalyse</i>	44
<i>Jahreszeiten, Signifikanten und der Blick in den Spiegel</i>	45
<i>Auf meine eigene Wahrheit aufzeigen</i>	45
<i>Die Nacht, die Misshandlungen und der Körper ohne Besitzerin</i>	46
<i>Die Mutter, der Sarg und die Flucht als Lösung</i>	46
<i>Das Kind, das nicht geboren wurde, das Unbehagen und das Genießen</i>	47
<i>Koordinaten, um mich zu verorten</i>	47
<i>Zwischen dem Wunsch und meiner Erfindung, lebendig zu sein</i>	47
<i>„Empresa Viva“: Ein Unternehmen, das pulsiert</i>	48
Vom Monster zum Leben: Psychoanalyse, Wissen und Lehrtätigkeit als einzigartige Erfindung. Von Sebastián Franco.	50
<i>Abstract</i>	50
<i>Einleitung</i>	50
<i>Der Mangel und der Beginn einer Suche</i>	51
<i>Der Zwang als Art, die Leere zu füllen</i>	51
<i>Der scheinbare Erfolg und das unsichtbare Leiden</i>	52

Der Vater, den ich nie kennengelernt habe. Vortrag zum Buch: „Padre“. Carlos Jaramillo.	55
Vom Wunsch des anderen zum eigenen Wunsch: ein Weg, der zum Leben führt. Von María Camila Rendón.	60
Perseus jagt Phantasmen. Vom Genießen zum Wunsch. Eine Erfindung für das Lebens aus der Perspektive der Psychoanalyse. Von Julián José Loaiza.	62
<i>Das erste Phantasma</i>	62
<i>Jtex entstand aus dieser Logik heraus entstanden</i>	62
<i>Casa Perseo – Die Erfindung</i>	64
<i>Die Familie als neue Erfindung</i>	65
<i>Perseus – Jäger der Phantasmen</i>	66
Der Weg aus der Dunkelheit. Von Katherin Vanessa Cardona.	67

Psychose und Erfindung: zwischen James Joyce und Gérard de Nerval. Von Héctor Gallo

Einleitung

Bei der Erfindung der psychoanalytischen Klinik durch Freud, der sich selbst als Wissenschaftler aus Notwendigkeit und nicht aus Berufung bezeichnet, da er sich in Wirklichkeit eher als Künstler und Literat denn als Wissenschaftler versteht, wurde festgestellt, dass der Psychotiker schreibt, während das „neurotische Subjekt spricht“.¹ Während das Geschriebene dem Unbewussten Raum unter offenem Himmel gibt, offenbart das Wort das verborgene, d. h. verdrängte Unbewusste. Es besteht eine enge Beziehung zwischen Neurose und Wort, zwischen Wahnsinn, Schöpfung und Schreiben, zwischen Wahnsinn und Politik, zwischen Wahnsinn und Logik, zwischen Wahnsinn und Wissenschaft, zwischen Wahnsinn und Religion. Was das Schöpferische am meisten beflügelt, sind nicht die Momente, in denen man Glück empfindet, sondern die Zustände der Qual, wie dies beispielsweise die verrückten und suizidalen Dichter zeigen.

Es gibt nicht wenige Schriften, die von verrückten Dichtern während ihrer Internierung verfasst wurden, sowie Entdeckungen verrückter Wissenschaftler, die heutzutage durch Forschungsteams ersetzt werden. Hier werden wir uns im Wesentlichen mit der Beziehung zwischen Schreiben, Schöpfung und Wahnsinn befassen, da uns die Dichter umfangreiche Zeugnisse über die enge Verbindung zwischen dem Unbewussten und der schriftstellerischen Praxis hinterlassen haben.

Der vorliegende Text hat zum Ziel, am Beispiel großer Dichter wie Gérard de Nerval und James Joyce aufzuzeigen, warum ein enger Zusammenhang zwischen Wahnsinn, Genialität, Schöpfung und Erfindung besteht. Wir folgen hier Freud, der vorschlägt, „die Inspiration, die die moderne Literatur bietet, in wissenschaftliche Theorien zu übersetzen“². Schriftsteller und Künstler haben den Geist der Psychoanalyse viel besser verstanden als jene, die sich im Namen der Neurowissenschaften und der Medizin als Wissenschaftler rühmen – Disziplinen, die bei der Behandlung seelischer Leiden ein neurobiologisches Modell aufzwingen, wie es die verrückten Dichter mit Schmerz und Ohnmacht anprangern, die diagnostiziert, medikamentös behandelt und eingesperrt wurden, bis sie zu chronisch Kranken wurden und ihnen so der Titel entrissen wurde, den sie mit Stolz tragen, weil er ihnen Würde verleiht: Literaten.

¹ Eric Laurent, El sujeto psicótico escribe... en: François Ansermet y otros, Las psicosis en el texto, Buenos Aires, Manantial, 19990, p. 102

² Ibid., p. 6

Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen Wahnsinn, Genialität und Schöpfung, wie die Existenz von Dichtern, Malern und Schöpfern im Allgemeinen zeigt, die als psychotisch galten. Da sind zum Beispiel Dichter wie der Franzose Gérard de Nerval und der große Ire James Joyce, Hölderlin, Mallarmé, dazu Maler wie Van Gogh, Pädagogen wie Rousseau, Intellektuelle vom Kaliber eines Althusser und Psychiater wie Otto Gross, „[...] der erste analysierte Psychotiker der Geschichte“³ während seines Aufenthalts in Jungs Klinik in der Schweiz, um nur einige berühmte Persönlichkeiten zu nennen, die die enge Verbindung zwischen Wahnsinn und schöpferischem Genie verdeutlicht haben. „Der Psychotiker schreibt, und er hat nicht auf die Psychoanalyse gewartet, um mit seinen Schriften zu faszinieren, mit seinen Gewissheiten zu verallgemeinern, mit seinen Akten zu verblüffen.“⁴ Darunter Selbstmord und Mord.

Althusser beispielsweise litt unter den Strapazen einer übermäßigen Medikamentengabe und den Erschütterungen durch Elektroschocks – von 1947, als er seinen ersten Zusammenbruch erlitt, bis zu seinem letzten im Jahr 1980, als er seine Frau erhängte. Sein Schreibstil war flüssig, und wie der Dichter versuchte er mit seinem Schreiben verzweifelt, Fleisch und Blut anzunehmen, sich selbst Existenz zu verleihen, indem er einen Platz für einen anderen einnehmen konnte.

Auch wenn das Schreiben Althusser weder dem Wahnsinn noch dem Drama der psychiatrischen Einweisung entkommen ließ – bis er schließlich in einem Altenheim in Paris an einem Herzstillstand starb –, so ermöglichte es ihm doch, einen herausragenden Platz unter den Intellektuellen seiner Zeit einzunehmen und zu einer der wichtigsten akademischen Bezugspersonen der Kommunistischen Partei Frankreichs zu werden. „Althusser gesteht uns, dass er sein ganzes Leben damit verbracht hat, seine Nichtexistenz durch Selbsttäuschung zu bekämpfen.“⁵

Dieser Text ist ein Beitrag dazu, was es bedeutet, dem verrückten Dichter den Status eines Subjekts zu verleihen, was beinhaltet, ihn nicht unter dem Gesichtspunkt eines Defizits zu behandeln, sondern als gültigen Gesprächspartner – was jedoch nicht bedeutet, in eine dialektische Beziehung zu ihm einzutreten, da die Psychose nicht dialektisch ist, sondern sich durch Gewissheit definiert. Auf jeden Fall ist die Dialektik „keinesfalls ein Schlüssel, um in die Funktionsweise des psychotischen Subjekts einzudringen“.⁶

Der Schlüssel, um der Psychose zuzuhören und darauf zu setzen, ein Subjekt unter Übertragung hervorzuheben, liegt darin, ausreichend ausgebildet zu sein, um sich auf eine Lesart einzulassen, die es ermöglicht, den Ort des Genießens zu definieren, zum Beispiel im

³ Ibid., p. 102

⁴ Ibid., p. 101

⁵ Carlos Rey, *Otras Lecturas, Literatura y clínica*, Colección La Otra internacional, Xoroi ediciones, 2023, P. 49

⁶ Eric Laurent, *El sujeto psicótico escribe... en: François Ansermet y otros, Las psicosis en el texto*, óp., cit, p. 105

Wahn; denn es ist das Genießen, der ihn durchdringt und der eine Präsenz und eine Abwesenheit in die Beziehung zum Anderen einführt. Trennung vom symbolischen Anderen, aber auch Eindringen des realen Anderen, der das Subjekt in seinem Wahn bis zum Martyrium genießt.

Wir werden aufzeigen, warum es möglich ist, verrückt zu sein und gleichzeitig ein Schöpfer zu sein, in welchem Sinne die dem Wahnsinn eigene Selbstkasteiung auch die Kraft der Vorstellungskraft beflügelt, die im Theater, im Tanz, in der Bildhauerei, in der Malerei und in der Poesie zur Schau gestellt wird. So „[...] hat das Schaffen jenseits seines ästhetischen Wertes eine ausgleichende Funktion für den Wahnsinnigen“.⁷ Ausgleichend bedeutet, dass es als *phármakon* wirkt. Diesem Ansatz folgend richten wir unsere klinischen Interventionen nicht darauf aus, so zu tun, als würde die schöpferische Anstrengung in den Wahnsinn treiben, sondern fördern sie vielmehr, da es sich um die wirkungsvollste Form der Bewältigung des inneren Chaos handelt.

Wahnsinn und Poesie

Man sagt, dass bei Gérard de Nerval eine enge Verbindung zwischen seiner poetischen Schöpfung und der Melancholie bestand, die sein Wesen ständig ergriff und ihn von dem Schmerz zu existieren überwältigt erscheinen ließ. Er litt darunter als einen dauerhaften Zustand der Trauer, und Gedichte wie *Der Unglückliche*, auf das wir später noch eingehen werden, zeugen von seinem Mangel an Trost.

Joyce hingegen verfiel zwar in gewissen Abständen in Traurigkeit, litt jedoch weniger unter dem Kummer selbst als vielmehr unter den Worten, die sich ihm aufdrängten und ihn beherrschten, denn „er war vor allem jemand, der von Klängen fasziniert und von der klanglichen Dimension der Worte verzaubert war“⁸. Verzaubert bedeutet hier, dass er nicht vom Sinn, sondern vom Klang jedes einzelnen Wortes begeistert war. Das Schreiben zur Veröffentlichung bereitete ihm Freude, es tröstete ihn, vor allem, wenn das Geschriebene ans Licht kam, obwohl in seinem Blut stets eine fieberhafte Unruhe herrschte und in seinem Gesicht eine vage Melancholie lag, dieselbe, die bei Gérard de Nerval sein ganzes Wesen umhüllte.

Trotz allem schreiben beide Dichter mit enormem Elan, auch wenn die Texte des einen und des anderen beim Leser unterschiedliche Wirkungen hervorrufen. Joyce weckt bei seinen Lesern keine großen Emotionen, fasziniert sie aber dennoch; Gérard de Nerval hingegen rührt sie. In „Ein Porträt des Künstlers als junger Mann“, spielt Joyce auf eine Erinnerung an, in der ein Kamerad namens Simon Moonan, der als der *Chupito* des Präfekten galt, ihm

⁷ Carlos Rey, *Otras Lecturas, Literatura y clínica*, óp., cit., p. 466

⁸ José María Álvarez, *Estudios sobre las psicosis*, Nueva reedición reescrita y ampliada, Colección La Otra psiquiatría, Prologo de Fernando Colina, Valladolid, Xoroi, Ediciones, 2020, p. 354

gewöhnlich die falschen Ärmel zuknöpfte und dieser „so tat, als würde er sich ärgern“⁹. Das Besondere an der Betonung des Dichters, wenn er über die Erinnerung an Stephen Dédalus schreibt, ist, dass sie nicht auf die Bedeutung des Ausdrucks *chup* gelegt wird, sondern auf den Klang, denn er sagt, dass dieser hässlich war.

Einmal hatte Moonan sich „die Hände im Waschbecken des Hotels Wicklow gewaschen, und sein Vater zog danach die Kette, um den Stöpsel zu entfernen, und das schmutzige Wasser lief durch das Loch im Waschbecken ab. Und als das ganze Wasser langsam versickert war, machte das Loch im Waschbecken ein Geräusch wie: *chup*. Nur lauter. Und wenn er sich daran erinnerte und an das weiße Aussehen des Waschbeckens, wurde ihm erst kalt und dann warm. Es gab zwei Wasserhähne, und wenn man sie aufdrehte, floss das Wasser: kalt und warm.“¹⁰

Es sei angemerkt, dass der Schwerpunkt bei Joyce, im Gegensatz zu dem, was bei Gérard de Nerval der Fall ist, nicht darauf liegt, die Erinnerung an Stephen poetisch in einem Bild zu beschreiben, das beispielsweise schmerzhaft oder freudig sein könnte, sondern auf dem Geräusch – „chup“. In einer anderen Erinnerung des jungen Mannes richtet Joyce das Interesse auf das Geräusch des Zuges – wie es verstummt und wieder ertönt –, auf das Rauschen des Gases oder das Geräusch des Wassers, wenn es beim Abfließen durch das Waschbecken angesaugt wird, auf das Lachen, das freudlose Gelächter, den kehligen Schrei, „die pedantische Bassstimme des Rektors“¹¹ der Schule, das Gemurmel oder den schwachen Rhythmus der Musik und das Knallen „eines Geräusches wie von winziger Artillerie“.¹²

Joyce hebt auch das Gefühl von Kälte und Wärme hervor, das das Geräusch des schmutzigen Wassers hervorruft, das aus dem Wasserhahn fließt, bis es durch das Loch im Waschbecken abfließt. Er beschwört auch das Gefühl herauf, das Dinge hervorrufen – Wärme, Kälte, Feuchtigkeit –, und denkt an Gerüche und Farben: „Und es war auch schön, an diese cremefarbenen, rosafarbenen, rosa Rosen zu denken. Vielleicht könnte eine Wildrose diese Farben haben, und er erinnerte sich an das Lied von den Wildrosen auf der kleinen grünen Wiese.“¹³

Für Nerval war es die melancholische Traurigkeit und für Joyce die bezaubernde Qual des Klangs der Worte, die ihnen auch das Leben schenkte, indem sie ihnen das Dasein erträglich machte. Nerval bot das dichterische Schaffen – trotz des von Zeit zu Zeit wiederkehrenden traurigen Wahnsinns, des Unglücks und der Trostlosigkeit, die ihn bis zu seinem Tod nicht verließen – die Möglichkeit, sein Leben und damit das Schreiben zu verlängern, bis zu jener

⁹ James Joyce, *Retrato del artista adolescente*, México, editorial Porrúa, 2001, p. 6

¹⁰ *Ibid.*, p. 6

¹¹ *Irbid.*, p. 57

¹² *Ibid.*, p. 56

¹³ *Ibid.*, p. 7

Nacht, in der er seiner Tante auf einem Zettel hinterließ, sie solle nicht erwarten, dass die Nacht lang werden würde.

Die Nacht wurde unermesslich lang, als ihn die Gewissheit überkam, dass seine ganze Lebenslust endgültig zerstört war. So weit war die Seele von Joyce nie gekommen – trotz des Wahnsinns seiner Tochter Lucia, trotz der grenzüberschreitenden und lüsternen Art seines Vaters, trotz der finanziellen Nöte, die ihn zwangen, von Ort zu Ort zu ziehen, und trotz der Rückschläge des Lebens.

Joyce war weder ein fröhlicher noch ein heiterer Mann, wie sich aus der Art und Weise ableiten lässt, wie er die Erinnerungen des jungen Stephen beschreibt: „Er hatte weder die Freude an der Kameradschaft noch die robuste männliche Gesundheit noch die kindliche Pietät kennengelernt. Nichts regte sich in seiner Seele außer einer kalten, grausamen und lieblosen Sinnlichkeit. Seine Kindheit war tot oder verloren, und mit ihr die Seele, die für elementare Freuden empfänglich war.“¹⁴ Trotz dieser Gefühle des Verlusts und der Kälte in der Seele, trotz der kalten und klaren Gleichgültigkeit, die in ihr herrschte, finden wir beim jungen Stephen keine anhaltenden Selbstmordgedanken, obwohl seine Seele sich oft als Strafe nach der eigenen Vernichtung sehnte.

Eines der schönsten und intensivsten Gedichte, das die Trostlosigkeit, die Nerval empfand, am besten zum Ausdruck bringt, trägt den Titel „Der Unglückliche“. Hier bringt er seine tiefe Traurigkeit literarisch zum Ausdruck. Er schrieb es, während er in einer Irrenanstalt eingesperrt war – wo er sich sicherlich unermesslich einsam fühlte –, gefangen in dem melancholischen Wahnsinn, der ihn bis zum Ende seines Lebens quälte. Zu Beginn schreibt der Dichter: „Ich bin der Düstere, – der Witwer, – der Untröstliche, Der Prinz von Aquitanien am abgeschafften Turm: Mein einziger Stern ist tot, – und meine sternenbesäte Laute Trägt die Schwarze Sonne der Melancholie [...]“.

Eingesperrt und inmitten des Wahnsinns schreibt Nerval dieses wunderschöne Gedicht, als würde es sich erhellen und aus seinem Innersten der schönste Gesang der Einsamkeit und der Traurigkeit hervorkommen, die ihn umbringt. Die Melancholie ist nicht gänzlich dunkel, sie hat eine Sonne, doch es ist eine trübe Sonne, die nicht leuchtet, denn sie ist ein Spiegelbild des Halbdunkels, in das der Dichter versunken ist. In diesem Moment stirbt tatsächlich der einzige Stern, der ihm noch blieb, um weiterzuleben – jener Stern, der seine Gedichte sind, auch wenn sie ein Gesang der Trostlosigkeit und der Trauer sind –, und seine Lieblingsmusik wird von der schwarzen Sonne der Melancholie erfüllt, die das Haus verlässt und es für immer seiner Gegenwart beraubt.

Das Leben schenkt ihm nicht mehr die Blume, die seinem verzweiferten Herzen so sehr gefiel, und da es keinen Trost mehr gibt, bricht die Nacht des Grabes herein. Es gibt einen

¹⁴ Ibid., p. 73

Moment, in dem der Dichter sich nicht mehr in der Lage fühlt, erneut als Sieger hervorzugehen; er seufzt nicht mehr, während er Worte verfasst, die himmlisch klingen. Der Dichter erstickte, und nichts konnte ihn wiederbeleben, um weiter voranzukommen.

Der Dichter beschloss, ein Seil in seiner Tasche zu verstauen, und kehrte nie wieder zurück, denn er erhängte sich damit im Jahr 1855 im Alter von 46 Jahren an einer düsteren und stillen Straßenlaterne, ein Jahr vor Freuds Geburt im Jahr 1856 und 27 Jahre vor Joyces Geburt im Jahr 1882. Er beging Suizid auf einer Straße in Paris noch vor Tagesanbruch, sodass er nicht gerettet werden konnte, denn er hatte seinen Suizid entschlossen geplant.

Joyce hingegen beging weder Suizid noch verfiel er auf blumige Weise dem Wahnsinn, obwohl er nie so lebte, als wäre er wie alle anderen. Joyce war in seiner Art zu schreiben ein Ketzer und blieb als solcher zwölf Jahre länger am Leben als Nerval. Im Gegensatz zum Franzosen gelang es dem Iren jedoch, seine Schöpfung zu einem Lobgesang auf das Leben zu machen, bis zu seinem natürlichen Tod im Jahr 1941 in Zürich im Alter von 58 Jahren.

Joyce nimmt sich nicht selbst das Leben, obwohl er schreibt und den Vater des jungen Stephen singen lässt: „Jugend und Wahnsinn verbinden uns, wenn wir jung sind, deshalb kann ich hier nicht länger bleiben. Wofür es kein Heilmittel gibt, dafür gibt es nichts als das Grab [...]“.¹⁵ Dieses „seltsame, traurige und zugleich fröhliche Liedchen fegte alle Nebel der nächtlichen schlechten Laune aus Stephens Kopf“.¹⁶ Das Unerhörteste muntert Joyce wieder auf, wenn er traurig oder schlecht gelaunt ist, zum Beispiel das Einatmen der muffigen, schweren Luft, des Pferdeurins und des verfaulten Strohs. Stephen glaubt, dass das Einatmen dieses Geruchs gut tut. „Es wird mein Herz beruhigen. Jetzt ist mein Herz schon ganz ruhig.“¹⁷

Niemals kam Nervals Herz dank des Gedichts zur Ruhe, so wie es für Joyce möglich war. Doch seine Ungeduld in die Worte zu fassen, brachte ihn zurück ins Leben – bis er es nicht mehr aushielt und sich mit jenem Seil bewaffnete, um sich die Kehle zu schnüren und sich damit endgültig von der Welt zu befreien, die aus dem Elend seines eigenen Lebens bestand. Von diesem Elend versuchte er von Zeit zu Zeit zu entfliehen, indem er sich seines Wahnsinns bediente, doch er konnte es nicht durch das Schreiben überwinden, wie es Joyce gelang, obwohl er seit seiner Kindheit mit gebrochenem Herzen lebte.

Das Schreiben: Der Lebensatem des literarischen Schöpfers

Für beide Dichter war das Schreiben wie ein Lebenshauch, etwas, das sie wieder zum Leben erweckte, wenn es schon keine Luft mehr zum Atmen gab. Doch während Joyce das Genie besaß, Worte zu erfühlen, sie zu verlängern, sie zu zerlegen, wie es in der Geschichte der

¹⁵ Ibid., p. 67

¹⁶ Ibid., p. 67

¹⁷ Ibid., p. 65

englischen Literatur noch niemandem gelungen ist, in ihren Klängen zu versinken, sie dehnbar zu machen, ihre Verwendungsmöglichkeiten zu vervielfachen, ihren Glanz zu beschreiben, sich an ihnen zu erfreuen und den Satz zu einem Regenbogen voller vielfältiger Farben zu machen, all das erweckte ihn immer wieder zum Leben; Gérard de Nerval hingegen konnte dieses gleiche Genie weder vor dem zügellosen Wahnsinn noch vor dem Selbstmord bewahren, der durch die Melancholie ausgelöst wurde, die den größten Teil seines Lebens überschattete, wodurch ihm die Freude am Schönen für immer verwehrt blieb.

Nicht alle großartigen Dichter, also Schöpfer einer originellen literarischen Erfahrung, werden durch ihre Schöpfung gerettet. Eines Tages reicht der Tanz der Buchstaben nicht mehr aus, um weiterzuleben oder als Schutzwall gegen den Schmerz zu existieren zu dienen, sodass der Drang ins Nichts an seine Grenzen stößt.

Es ist, als hätte Gérard de Nerval inmitten einer ewigen Trauer gelebt, als hätte ihn die Lebensfreude schon als Kind verlassen, denn der frühe Tod seiner Mutter ließ das Lachen mit einem Schlag versiegen und hinterließ eine Wunde in der Seele, sodass seitdem die bittere Traurigkeit in seinem Wesen verhaftet blieb. Der Tod seiner Mutter infizierte ihn schon als Kind mit Trauer, bis sie ihn völlig verzehrte. Aufzuhören, jemanden zu vermissen, der nicht mehr da ist, bedeutet nicht, ihn zu vergessen, sondern sich auf andere Weise an ihn zu erinnern, zum Beispiel ohne Schmerz.

Trotz des Genießens, das Gérard de Nerval am Umgang mit Worten empfand, wenn er sich seinem dichterischen Schöpfen hingab, eine Freude, die der von Joyce in nichts nachstand, denn bei beiden war die Intensität des Empfindens unbeschreiblich, gelang es dem großen Franzosen nicht, wie es der göttliche Ire tat, bis ans Ende seines Lebens stets „stromaufwärts zu gehen, bis zu jener chaotischen Quelle der Klänge, die Lacan *lalangue* nannte, und sich dort vom Rauschen dessen wiegen zu lassen, was noch keine Worte waren“.¹⁸ Bei Gérard de Nerval hörten seine poetischen Werke auf, ihn zu wiegen, weil, wie Baudelaire sagt, „der Wind des Flügels des Wahnsinns“¹⁹ stärker war, ein Wind, den er nie aufhören konnte zu spüren und der ihn unaufhörlich in eine Position der Verwerfung trieb.

Während sich Joyce die Worte aufzwingen – allerdings nicht in der Absicht, ihn zu töten, da sie ihre Wirkung durch die Schaffung sinnloser Ausdrücke abschwächten –, wurde Gérard de Nerval von einem traurigen Wahnsinn beherrscht, der ihn mehrfach in die Anstalt führte, wo sein Dichter-Ich zerbröckelte, so wie auch das philosophische Ich von Althusser zerfiel, als man ihm Elektroschocks verabreichte. Praktisch keiner unserer verrückten Dichter ist der quälenden Behandlung durch Elektroschocks entgangen, während sie verloren, eingesperrt und dazu getrieben wurden, sich das Leben zu nehmen.

¹⁸ José María Álvarez, *Estudios sobre las psicosis*, ap., cit., p. 358

¹⁹ Citado Por Carlos Rey, en: *Otras Lecturas, Literatura y clínica*, Colección La Otra internacional, Xoroi ediciones, 2023, P. 42

Eines Tages konnte Gérard de Nerval, trotz der Schönheit seines Schaffens, einfach nicht mehr. Der Traum des Dichters, weiter zu schaffen und das Schreiben weiterhin mit seiner eigenen *lalangue* zu nähren, erlosch. Wie bei anderen Dichtern, die durch Kummer und Traurigkeit in den Selbstmord getrieben wurden, zum Beispiel Cesare Pavese und Sylvia Plath, gibt es einen logischen Moment, in dem der Wunsch, weitere Zeilen zu verfassen und der Traurigkeit des Lebens Worte zu geben, endet und nicht mehr „als Faden dient, um den Schmerz des Daseins zu vernähen“.²⁰

„Keine Worte mehr. Ein Akt. Ich werde nie wieder schreiben.“²¹ Keiner unserer verrückten Dichter hatte jemanden, der ihm in der Anstalt zuhörte; diese glich einem Aufenthalt in der Vorhölle, denn nicht wenigen wurde durch die Diagnose einer Geisteskrankheit jegliches Recht entzogen. Die Dichter haben sich inmitten ihres schöpferischen Wahnsinns auf unterschiedliche Weise gefragt, welche wissenschaftliche Grundlage es gibt, die Seele zu psychiatrisieren, und damit heftig gegen das einzige vorgegangen, was sie vor der Chronifizierung retten kann: das Schreiben.

Es ist, als ob das zentrale Ziel der Psychiatrisierung des Dichters durch die Medikalisierung seines Lebens darin bestünde, sein schöpferisches Genie zu zerstören, unter dem Vorwand, dass sie seine Seele mit chemischen Mitteln heilen würden; in Wirklichkeit töten sie jedoch das einzige Können, das ihn über Wasser halten könnte. Für sie ist es kein Problem, verrückt zu sein, wohl aber, dass der medizinische Diskurs sie als psychisch krank einstuft, denn dies berechtigt sie dazu, ihnen dieselbe Behandlung zukommen zu lassen wie jedem chronisch Kranken.

Die Medizin scheint nicht verstehen zu können oder zu wollen, dass es Menschen gibt, bei denen die Entmündigung durch Medikamente und andere Behandlungsformen, die das Reale als das Reale und nicht als das Symbolische des Wortes behandeln, gleichbedeutend ist mit der Vernichtung ihrer einzigen Religion, nämlich des Schreibens. Diese Behandlungsmethoden haben den Selbstmord vieler unserer großen Dichter nicht verhindert, sondern scheinen ihn vielmehr begünstigt zu haben, wie es sicherlich bei Sylvia Plath der Fall war, einer US-amerikanischen Dichterin, die sich im Alter von 30 Jahren das Leben nahm, kurz nachdem sie ihren Gedichtband veröffentlicht hatte, mit dem sie „posthum den ersten Pulitzer-Preis gewann und damit die erste Frau war, die diese Auszeichnung erhielt“.²²

Anstatt dass der Wahnsinn das literarische Schaffen behindert, beweist uns das Leben der verrückten Dichter das Gegenteil: Er nährt dessen Entfaltung, bis die Seele aufhört zu brennen und es keine Möglichkeit mehr gibt, ihre Flamme wieder zu entfachen, denn die Gefangenschaft und die Krisen führen letztendlich dazu, dass die Sehnsucht nach dem Leben

²⁰ Yael Noris Ferri, *La escritura de Silvia Plath, andamio frente a la melancolía*, en: *Locura y creación*, Claudio Godoy y Emilio Vaschetto (Coord.), Xoroi, ediciones, 2023, p. 144

²¹ Carlos Rey, en: *Otras Lecturas, Literatura y clínica*, óp., cit, p. 42

²² Yael Noris Ferri, *La escritura de Silvia Plath*, óp., cit., p. 151

auf ein Minimum geschrumpft ist. Im Übrigen ist es nicht ungewöhnlich, dass die Familiengeschichte von Tod und Tragödien geprägt ist, wie es beispielsweise bei der neuseeländischen Dichterin Janet Frame der Fall war, die unter anderem den Roman „Gesichter im Wasser“ schrieb, „parallel zu ihrer Rehabilitationsbehandlung in London, nachdem sie neun Jahre lang in der Schwebe einer psychiatrischen Klinik verbracht hatte“.²³

Die ältere Schwester ertrank beim Schwimmen, die andere Schwester namens Isabel starb auf dieselbe Weise, der Bruder litt an Epilepsie und vor ihr wurde ein totgeborener Bruder zur Welt gebracht. Der an Epilepsie leidende Bruder wurde von der Mutter übermäßig behütet, war aber gleichzeitig Opfer von Übergriffen des Vaters, der ihn schlug, damit er lernte, die Anfälle zu vermeiden. Die Mutter war gegenüber Janet nicht so beschützend wie gegenüber ihrem Bruder, denn sie stimmte einer Lobotomie bei ihr zu.

Ihr poetisches Werk bewahrte sie vor diesem Verbrechen der Wissenschaft, „denn wenige Tage vor dem für die Lobotomie festgelegten Termin sah sich ihr Psychiater veranlasst, die Operation abzusagen, nachdem er in der Zeitung gelesen hatte, dass seiner Patientin für ihren Geschichtenband *La laguna* ein Literaturpreis verliehen worden war“.²⁴ Sie entging dem Schicksal, durch einen chirurgischen Eingriff in eine „normale“ Frau verwandelt zu werden, also in eine wie alle anderen, doch sie entging nicht den Elektroschocks, heute als Elektrokrampftherapie bezeichnet, von denen sie mehr als 200 erhielt.

Silvia Plath rettete ihr als Lebenszeugnis veröffentlichtes Schreiben weder vor den Elektroschocks noch vor dem Selbstmord aufgrund des Schmerzes zu existieren, von dem jedoch weder in ihrer Kindheit noch in ihrer Jugend etwas zu vernehmen war. Gérard de Nerval rettete das Schreiben vorübergehend, doch er schaffte es nicht, sich von seiner Erkrankung zu heilen. Joyce hingegen retteten das Schreiben und die Veröffentlichung beider Dinge, denn er wurde nie in eine Anstalt eingewiesen, wie es bei seiner Tochter Lucia der Fall war. Für Joyce waren das Schreiben und dessen Veröffentlichung, im Gegensatz zu Silvia Plath und Gérard de Nerval, seine Rettung, da er danach strebte, sich auf diese Weise zu verewigen. Plath war eine Leserin von Joyce, wie der folgende Auszug aus einem Brief an ihre Mutter bezeugt: „Das Wichtigste ist, meiner chaotischen Erfahrung eine ästhetische Form zu geben, was meine Art von Religion darstellt, so wie es für James Joyce war, und für mich so notwendig ist ... wie die Beichte und die Absolution für einen praktizierenden Katholiken.“²⁵

Nun, für Gérard de Nerval diente ihm sein Schreiben eines Tages nicht mehr als Mittel, mit seinem herzerreißenden Wahnsinn umzugehen; Joyce hingegen war in der Lage, sich bis zum Schluss der Schrift zu bedienen, „um diesem manchmal stürmischen Nachhall, diesen

²³ Carlos Rey, en: *Otras Lecturas, Literatura y clínica*, op, cit, 337

²⁴ *Ibid.*, p. 344

²⁵ Plath, S.; *Cartas a mi madre*, óp., cit, citado por Yael Noris Ferri, en: Claudio Godoy y Emilio Vaschetto, óp., cit, p. 153

unendlichen und bedrohlichen Echos von *lalangue* eine gewisse Grenze zu setzen“.²⁶ Bis bei Nerval der verhängnisvolle Moment eintrat, kann man sagen, dass er, genau wie Joyce, seine eigene einzigartige Sprache schuf, jene, die ihn unsterblich machte und ihn auf den Altar der liebenswertesten Schöpfer im Bereich der Literatur erhob, obwohl er nicht so viel schrieb wie Joyce.

Leider wurde unser geliebter Nerval, wie bereits erwähnt, in einem eisigen Morgengrauen im Januar 1855 erhängt in einer Gasse des alten Paris, der Rue de la Lanterne, aufgefunden, nachdem er nach seiner letzten Entlassung aus der psychiatrischen Klinik einen schrecklichen Winter erdulden musste. Gérard de Nerval war das literarische Pseudonym von Gérard Labrunie, dem Sohn eines Arztes der napoleonischen Armeen, die am Rhein kämpften; im Alter von knapp zwei Jahren verlor er seine Mutter, und dieser Verlust sollte wie ein Dorn nicht nur sein Leben, sondern auch sein Werk durchziehen.

Sein literarisches Werk war nicht sehr umfangreich, ebenso wie sein Leben, und spiegelte die Ängste der menschlichen Seele wider, einschließlich des Wahnsinns, der ihn stets mit starrem Blick verfolgte. Der Dichter ging von uns und hinterließ die Spuren seines Werks, das nicht umfangreich sein musste, um das zu prägen, was uns an Poesie und Zartheit in dieser Welt noch geblieben ist.²⁷ Silvia Plath starb viel jünger als Gérard de Nerval. „Drei Selbstmordversuche unternahm sie, wie es in einem ihrer Gedichte heißt, und schließlich, im Alter von dreißig Jahren, war der dritte erfolgreich.“²⁸ Die gescheiterten Versuche waren ein Ruf nach dem Anderen, doch sie wurde nicht erhört, sondern durch einen Stromschlag dazu gebracht, damit aufzuhören.

Bei Nervals Selbstmord bleibt den Hinterbliebenen, anders als es bei Selbstmorden gewöhnlicher Menschen oft der Fall ist, nicht jene „zerfressende Ungewissheit über die Motive“²⁹, die ihn dazu veranlassten, sich zu erhängen. Im Fall von Nerval und Silvia Plath dienten der Wahnsinn und ihr offensichtliches Leiden als Erklärung, damit sich das Umfeld beruhigen konnte. Man ahnte, dass Nerval eines Tages seinem Leben ein Ende setzen würde, um sich vom Leiden der Seele zu befreien, das für manche erdrückender und unerträglicher sein kann als körperlicher Schmerz. Nervals Selbstmord überraschte wohl kaum jemanden, da seinem Tod ein langwieriges seelisches Leiden vorausging.

Nervals trauriger Wahnsinn schwächte ihn trotz seiner großen schöpferischen Anstrengungen nach und nach so sehr, dass er, im Gegensatz zu Joyce, dessen durch den Buchstaben konstruiertes Sinthome mit H ihn stets zum Schaffen anspornte, zu so etwas wie einem unheilbar Kranken auf der Seite der Seele wurde. Sicherlich fühlte sich fast niemand

²⁶ José María Álvarez, *Estudios sobre las psicosis*, óp., cit., p. 359

²⁷ Héctor Gallo y Rubén López, *¿Por qué se suicida un poeta?*, Libro Inédito en proceso de escritura.

²⁸ Yael Noris Ferri, La escritura de Silvia Plath, en: óp., cit, p. 151

²⁹ Véase, Diana Cohen, *Por mano propia*, Estudio sobre las prácticas suicidas, Buenos Aires, Fondo de cultura económica, 2010, p. 301

für seinen Tod verantwortlich, denn die Dichterfreunde des Dichters, der sich das Leben nimmt, scheinen sich darüber im Klaren zu sein, dass dies eine Option ist, wenn der Schmerz zu existieren unerträglich wird. Wer könnte sich vorwerfen, nicht das Nötige getan zu haben, um Nervals Selbstmord zu verhindern?

Vielleicht seine Tante, denn diejenige, die am meisten unter dem Selbstmord eines Kindes leidet, normalerweise ist das die Mutter, konnte nie da sein, da das Schicksal sie fortnahm und ihn von Geburt an, oder wie er sagt, von seiner Ankunft an, als Waisenkind zurückließ. Diejenigen, die am meisten bedauern, dass Nerval noch in jungen Jahren von uns gegangen ist, sind wir, die Liebhaber der Literatur, denn er hat uns zurückgelassen, ohne dass wir all das Schöne erfahren konnten, das er in den kommenden Jahren hätte schaffen können. Das verlorene Objekt, das von den literaturbegeisterten Lesern vermisst wird, ist das Werk, das mit seinem Verschwinden unvollendet blieb.³⁰

Während Nerval von seinem melancholischen Wahnsinn besessen war, war Joyce von den Worten besessen, jemand, der ihrem ständigen Flüstern unterworfen war, ohne dass diese Besessenheit, die ihn mit Echos erfüllt, ihn jedoch in den Selbstmord trieb. Nerval wird von einer schweren Nostalgie verzehrt, eine schmerzhaft Leere durchdringt ihn, als fände nichts Interessantes Platz vor seinem Blick. Für Joyce hingegen hat die größte Qual nichts mit seiner Mutter zu tun, sondern mit seinem Vater. „Von allen Emotionen, die Joyce in seinem Werk zum Ausdruck bringt, waren die intensivsten zweifellos jene, die sich auf seinen Vater konzentrierten. [...]. Aus den meisten Blickwinkeln betrachtet war Herr Joyce ein äußerst unbefriedigender Vater: egoistisch, verantwortungslos, ein eingefleischter Trinker, jemand, der seine eigene Vergangenheit verherrlichte.“³¹

Eine Passage aus „Der Künstler als junger Mann“ belegt dies, als sein Vater, ganz im Gegensatz zu seinem bisherigen Lebenswandel, dem jungen Stephen folgenden Rat gibt: „An dem Tag, an dem du anfängst, dein eigenes Leben zu führen, was vermutlich jeden Moment geschehen wird, egal, womit du dich beschäftigst, achte darauf, dich mit wahren Gentlemen zu umgeben. Als ich ein Junge war, habe ich, das kann ich dir sagen, das Leben in vollen Zügen genossen. Aber ich habe mich mit sehr anständigen Freunden umgeben.“ So erinnerte sich der junge Stephen an ihn, der seine eigene Vergangenheit verherrlichte, denn er hielt sich für „den stattlichsten jungen Mann in Cork, bei Gott, das war er auch! Die Frauen drehten sich auf der Straße nach ihm um.“³²

Während für Gérard de Nerval die Mutter das radikal verlorene Objekt darstellt und der Vater sowie die Tante, die sich um ihn kümmerte und mit der er zusammenlebte, nicht genug tun konnten, um ihn vor seiner Melancholie zu schützen, wird für Joyce sein möglicher

³⁰ Héctor Gallo y Rubén López, *¿Por qué se suicida un poeta?*, óp., cit.

³¹ Gross, J.: Joyce, Londres, Fontana/Collins, 1971, pp. 18 – 19, Citado por José maría Álvarez en: Estudios Sobre las Psicosis, óp., cit., p. 359

³² Ibid., p. 70

Wahnsinn von Lacan mit dem Vater in Verbindung gebracht. In dem einen Fall steht die Mutter im Zentrum der negativen Emotionen, im anderen der Vater: „Er hörte, wie das Schluchzen laut in der Kehle seines Vaters versank, und ein nervöser Impuls ließ ihn die Augen öffnen.“³³ Die meisten Erinnerungen, die Stephen, das Alter Ego von Joyce, mit seinem Vater verbindet, führen dazu, dass er sich schwach, machtlos und unerschütterlich fühlt, und werfen ihn jenseits der Grenzen des Realen.

„Bekanntlich ging Lacans gesamte Argumentation hinsichtlich des möglichen Wahnsinns von Joyce und der Rolle, die das Schreiben bei ihm spielte, von der Hypothese des väterlichen Mangels aus, unter dem er litt. Daraus leitet Lacan das dringende Bedürfnis ab, sich einen Namen zu machen, ja sogar einen Namen, der ihn überdauern würde.“³⁴

Eine durch den tatsächlichen Tod abwesende Mutter bei Gérard de Nerval, ein auf symbolischer Ebene fehlender Vater bei Joyce. Der erste wollte sich durch das Schreiben ein *Know-how* aneignen, um seine Traurigkeit zu lindern, scheiterte jedoch bis zu einem gewissen Grad, da er von Zeit zu Zeit den Verstand verlor. Der zweite hingegen schaffte es dank seines Schreibens, sich einen Namen zu machen. Das Schreiben hatte also bei dem einen und bei dem anderen nicht dieselbe Wirkung. Dazu sagt Lacan, zitiert von José María Álvarez: „Ich habe die Sache auf den Eigennamen konzentriert und gedacht, machen Sie mit diesem Gedanken, was Sie wollen, dass Joyce, indem er sich einen Namen machen wollte, den väterlichen Mangel kompensierte.“³⁵ Seine Tochter Lucía konnte das nicht tun; sie versank, genau wie Nerval, vollständig im Wahnsinn.

Für Nerval wurde die Mutter zum Gegenstand der Sehnsucht, da sie vom Tod auserwählt worden war, als sie noch ein junges Mädchen, fast noch ein Teenager, war. Sie hatte sich nicht dafür entschieden, zu gehen, und aus diesem Grund blieb sie als idealisiertes Bild in der Erinnerung ihres unglücklichen Sohnes erhalten. Eine Krankheit entriss sie dem Leben, und ihr einziger Sohn blieb zurück. Daher blieb in Nerval der Wunsch bestehen, das paradiesische Band wiederherzustellen, in dem die Mutter die Stütze eines Ichs mit verschwommenen Grenzen war ³⁶.

Nervals Mutter verkörpert seine idealisierte Vergangenheit; sie bleibt als lebendige Erinnerung in der Gegenwart bestehen, da es ihm nicht gelungen ist, eine gemeinsame Geschichte mit ihr aufzubauen. Sicherlich konnte Nerval den Tod seiner Mutter nie begreifen, geschweige denn akzeptieren. Das Leben ohne sie, ohne sein erstes Liebesobjekt,

³³ Ibid., p. 70

³⁴ José María Álvarez, *Estudios sobre las psicosis*, ap., cit., p. 359

³⁵ Lacan, J.: *El Seminario de Jacques Lacan. Libro 23: El Sinthome*, Barcelona, Paidós, 2006, p. 92. En: José María Álvarez. *Estudios sobre las psicosis*, óp., cit, pp. 359 - 360

³⁶ Héctor Gallo y Rubén López. ¿por qué se suicida un poeta?, Inédito.

wurde zu einem fortwährenden Albtraum, und nur die Poesie half ihm, dies bis zu jenem verhängnisvollen Tag zu ertragen.

Seine Wut, sein Hass und seine Reizbarkeit waren sicherlich eine subjektive Reaktion auf die Ungerechtigkeit des gnadenlosen Schicksals. Nicht einmal Erinnerungen an das verlorene Objekt bewahren zu können, hinterlässt eine unergründliche Lücke, die unmöglich zu füllen ist. Sicherlich verharrte Nerval in einer ewigen Trauer um die Erinnerung an seine Mutter und konnte sein Leben nie an die Tatsache anpassen, mit diesem unersetzlichen Verlust leben zu müssen.

Vom Unglück gepackt und durch das Schreiben befreit

Im Zusammenhang mit der Trauer über das, was gerade geschieht, über das, was zu Ende geht und wovon man sich verabschieden muss, um allein weiterzugehen, haben wir das folgende Gedicht von Nerval, das von Liebe und Sehnsucht erzählt:

Eine Allee im Luxembourg

Sie ging vorüber, die junge Maid,
So munter und leicht wie ein Vögelein;
Sie trug eine leuchtende Blume im Kleid,
Und sang einen neuusgekauften Reigen ein.

Sie war wohl die Einzige auf der Welt,
Deren Herz im Einklang mit meinem ergluht,
Die, käm sie in meine finstere Welt,
Sie mit einem einzigen Blick erhellt!

Doch meine Jugend ist längst dahin,
Ich sage dem Strahl nun Lebewohl,
Dem Duft und der Jugend und dem Sinn,
Dem Glück, das vorübergleitend entfloh! ³⁷

Der Dichter stellt sich das Leben mit jenem jungen Mädchen vor, das wie das Glück selbst nur einen flüchtigen Blick wirft und dann wieder verschwindet. Das Glück kam und verschwand sogleich wieder, es floh, war nicht mehr da; es war so vergänglich wie jenes Mädchen, dessen Duft und Harmonie nicht zurückblieben; seine Verwaistheit war ewig und

³⁷ Pedro Gandía, «Gerard Nerval o el buscador de infinito». En: Gerard de Nerval, *Las Quimeras y otros poemas*, Madrid, Visor Libros, 2018, p. 129.

sein Herz so einsam in der Welt wie das der jungen Frau, die lebendig und leicht wie ein Vogel war.

Die „Allee im Luxembourg“ ist ein lebendiges, klangvolles Spiegelbild seines von Einsamkeit verlassenen Wesens, das sie offenbart. Diese idealisierte junge Frau, deren Herz so einsam ist wie das seine, könnte seine Gefühle erwidern und ein Gegenstück zu der Einsamkeit bilden, die ihn verzehrt. Sie im Vorbeigehen zu betrachten, während sie im Raum verschwindet, schenkt seinem melancholischen Herzen einen Moment des Glücks. Sie fliegt so weit wie sein Geist und er bleibt innerlich bei ihr, in dem Wunsch, sie einzuholen.

Doch trotz seiner Jugend fühlt sich der Dichter bereits alt, während sie, voller jugendlicher Lebenskraft, davonfliegt wie ein Vogel, der ins Unendliche fliegt. Der Dichter hat sich bereits vom Duft der Frau verabschiedet, von jenen süßen Strahlen, die ihn einst in Verzückung versetzten. Die Harmonie und das vergangene Glück sind aus ihm gewichen, und nun bleibt ihm nur noch die Poesie, um aus seinem Unglück etwas Schönes zu machen. Es kommt häufig vor, dass sich der Dichter schon in jungen Jahren alt fühlt, denn je brillanter er ist, desto eher sieht er seine besten Werke voraus – jene, die ihm das Gefühl geben, lebendig zu sein. Hat er das Beste seines Schaffens vollbracht, scheint sich die Welt zu verdunkeln.

Natürlich scheint Joyce, zum Glück für die westliche Literatur, nie das Gefühl gehabt zu haben, dass er, weil er bereits sein Meisterwerk geschaffen hatte, auf dieser Welt nichts mehr zu tun hätte, und deshalb ließ er sein Leben nie endgültig in Vergessenheit geraten. „Joyce würde den Prototyp jener darstellen, denen es gelingt, durch ihr Werk ein relatives Lebensgleichgewicht zu erlangen.“³⁸ Das war es, was Nerval nicht vollständig erreichen konnte. Es ist, als hätte das Schreiben für ihn nicht den Status eines Sinthome mit H erreicht und ihm aus diesem Grund nicht dieselben Erträge beschert wie Joyce, oder, anders ausgedrückt, als hätte er es nicht geschafft, sein Schreiben ausreichend zum Überleben zu nutzen, so wie es Joyce tat, der sich ein Know-how im Umgang mit der Realität des Wahnsinns angeeignet hatte.

Die Gründe, warum es Nerval nicht gelang, einen ähnlichen sprachlichen Umgang wie Joyce zu entwickeln, müssen noch erforscht werden. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass die Klangfülle der Sprache, zumindest für Joyce, nie an Reiz verlor und er deshalb nie aufhörte, sich an seinen eigenen Worten zu erfreuen. Dagegen könnte sich der ästhetische Genuss an den eigenen Worten für Nerval erschöpft haben, und blieb er auf diese Weise der absolutesten Verlassenheit ausgeliefert?

Kehren wir zu Nervals Gedicht zurück, so sehen wir, dass es eine maritime Melancholie vermittelt, die die Traurigkeit des Dichters über das verlorene Objekt nachzeichnet. Das erste Liebesobjekt ist die Mutter, ein Objekt, das im Kind die Unmöglichkeit ausgleicht, sich

³⁸ José María Álvarez, *Estudios sobre las psicosis*, ap., cit, p. 359

endgültig zufrieden und mit der Welt versöhnt zu fühlen. Doch bei Nerval tritt schnell das Unglück ein, da dieses Objekt verschwindet, ohne dass er es genießen konnte. Damit ging der Trost verloren, auf den ein erwünschtes Kind zählen kann, ein Trost, der dazu dient, die Traurigkeit des Herzens und den Wahnsinn der selbstmörderischen Melancholie zu vertreiben.

Da er das ihm am meisten am Herzen liegende Objekt verloren hat, ist der Dichter durch das Schreiben der Lieblosigkeit ausgesetzt und damit dem Wahnsinn und dem Selbstmord. Die Zeit mit der Mutter war gleich null, daher ist es kein Zufall, dass er über das Verrinnen der Zeit nachdenkt: *Aber meine Jugend ist vorbei...*, und dies führt beim Dichter zu einer Resignation angesichts des Verlusts: *Das Glück verging und floh!*³⁹ Was bleibt also? Es bleibt die Verwirrung, ein Mangel an Lebenskraft und vielleicht eine aktive Haltung gegenüber der Realität, die einen im Griff hat, zermüht und ruiniert – eine Haltung, die nicht mit Resignation gleichzusetzen ist, sondern mit der Wiederherstellung des Lebensmutes, als seine Art, jene melancholische Negativität zu bekämpfen, die nicht nachließ, bis sie den Lebenswillen zerstört hatte.

Sinthome und escabel

Joyce gelang es, im Gegensatz zu Nerval, „auf privilegierte Weise mit seiner Kunst“,⁴⁰ das Imaginäre, das Symbolische und das Reale miteinander zu verknüpfen, Register, die im Seminar 23 jeweils unabhängig voneinander betrachtet werden. Das, wodurch ein Subjekt jene Art von Meisterleistung vollbringt, die darin besteht, die drei Ebenen miteinander zu verbinden, bezeichnet Lacan als Sinthome mit H. Handelt es sich um eine Psychose, beispielsweise um ein künstlerisches Werk, darf nicht davon ausgegangen werden, dass es von der Kritik aufgrund seiner Originalität oder Schönheit als von hohem ästhetischem Wert angesehen werden muss, damit es für das Subjekt den Status eines Sinthome mit H hat. Entscheidend ist, dass es für das Subjekt zur Erfindung eines einzigartigen Umgangs mit dem Unheilbaren wird, eine Erfindung, die von einem Analysanden als Garantie für das Ende einer Analyse erwartet wird und deren Bedingung darin besteht, dass es sich um etwas Unbekanntes handelt, das nicht in das Register der Identifikationen fällt, welche die Identität definieren; eine Frage, die im Subjekt selbst während seiner Analyse überprüft werden muss, die aber darüber hinaus auch im eigenen Leben bestätigt werden muss.

Die Voraussetzung dafür, dass das Geschaffene oder Erfundene den Status eines Sinthome mit H erlangt, besteht darin, dass es für das Subjekt den Wert eines *escabels* annimmt. Etwas Erfundenes kann für seinen Schöpfer eine sublimierende Wirkung haben, insofern es ihm ermöglicht, sich mit dem zu versöhnen, was ihn in der Existenz überfordert, doch dies reicht nicht aus, damit es den Wert eines Sinthome annimmt. Gemäß dieser Überlegung hat jede

³⁹ Héctor Gallo y Rubén López, Inédito, óp., cit

⁴⁰ Lacan Jacques, El sinthome, El seminario, Libro 23, Buenos Aires, Paidós, 2006, p. 38.

Schöpfung mit dem Wert eines Sinthome mit H eine sublimierende Wirkung auf das Subjekt, aber nicht jede Schöpfung wird für das Subjekt den Status eines Sinthome mit H haben, nur weil sie eine Sublimierung des Triebs ermöglicht. Das Sinthome mit H definiert sich also nicht durch seinen sublimierenden Wert, sondern durch seinen Wert als *escabel*, ein Wert, der zu schwinden scheint, wenn sich bei Dichtern wie Nerval das durchsetzt, was als melancholischer Selbstmord angesehen wurde.

Worin besteht dann das Sinthome mit H und warum könnte es als Paradigma dessen angesehen werden, was für das Subjekt den Wert einer authentischen singulären Erfindung hätte?

Nach Millers Ansicht ist das Sinthome eine Erfindung Lacans, um Folgendes zu definieren: eine Kunst, die beispielsweise bei Joyce die Funktion erfüllt, ihn vor dem Ausbruch einer Psychose zu schützen. Eine weitere Konnotation des Begriffs „Sinthome mit H“ besteht darin, dass es sich um eine Erfindung Lacans handelt, um die Position der Spothaltung des Künstlers gegenüber dem Schönen zu definieren. Joyce ist streng genommen kein Sublimierer, sondern ein *escabelizador* des künstlerischen Schaffens. Da er jedoch nicht schreibt, um den Leser mit seinem poetischen Werk in Ekstase zu versetzen, verspottet er das Schöne, ohne dass sein schriftliches Schaffen dadurch seinen ästhetischen Sinn verliert.

Was meint Lacan mit dem Begriff *escabel*, den er der Beziehung zuschreibt, die Joyce zur Kunst herstellt? Nach Millers Ansicht ist das *escabel* „eine, so könnte man sagen, sardonische Version der Ästhetik. Das *escabel* ist das, worauf Joyce setzt, um das zu tun, was ihm helfen wird, ihn zu überleben, das heißt, über den Verfall seines Körpers hinauszugehen“.⁴¹

Nicht jedes künstlerische Werk hat für einen Betrachter einen sublimierenden Wert. Worin besteht die Einzigartigkeit von Joyces künstlerischem Schaffen? Was unterscheidet es auf so exquisite Weise von dem anderer Künstler?

Im Gegensatz zu neurotischen Künstlern musste Joyce nicht auf den Signifikanten des Namens des Vaters zurückgreifen, um jene Kunst zu erfinden, die es ihm ermöglichen soll, auf einer bestimmten geraden Linie zu bleiben, ohne davon abzuweichen. Und über diese Ordnung durch die Kunst hinaus strebt Joyce danach, sich einen Namen zu schaffen, der den Verfall seines Körpers überdauert, wenn er von der Erde verschwindet.

Joyce beweist mit seiner Kunst, dass der Name des Vaters für sein Schaffen unnötig war, denn er erfand ein Know-how, das es ihm ermöglichte, in seiner Beziehung zu den Dingen der Welt aus sich selbst heraus zu schöpfen und eine Entscheidung zu treffen, die darin

⁴¹ Jacques-Alain Miller, *Piezas sueltas*, Buenos Aires Paidós, 2013, p. 47.

bestand, mit der englischen Sprache auf eine Weise umzugehen, die sich radikal von der anderer Sterblicher unterscheidet, seien sie nun Schriftsteller oder nicht.

Joyces Kunst, also sein Sinthome, ist zwar ein Ersatz, aber nicht für irgendetwas. Miller sagt, es sei ein Ersatz für den Vater und den Phallus. Für den Vater, weil dieser bei Joyce „radikal abwesend“⁴² war; er garantierte nicht die Verbindung zwischen dem Symbolischen und dem Realen, denn damit dies geschehen kann, dürfen dem Namen oder den Namen, über die ein Subjekt verfügt, keine Bezugspunkte abwesend sein, wie es bei Joyce der Fall ist. Aus diesem Grund vollzieht sich seine Häresie, d. h. die Entscheidung, in seinem Schreiben eine Destruktion der Sprache vorzunehmen, durch deren Auflösung in *lalangue*, eine Auflösung, die ihn von jeglicher Orthodoxie im Schreiben ablenkt, von jeder Bestimmung, die einen im Voraus festgelegten Weg voraussetzt.

Dichter wie Gérard de Nerval und andere, darunter Cesare Pavese, Aureliana Pizarnik, Stig Dagerman und weitere, die sich ebenfalls das Leben nahmen und in gewisser Weise als Ketzer gegenüber allen etablierten Formen der Dichtkunst und den Traditionen ihrer Zeit galten, erreichten jedoch nicht, wie es Joyce gelang, jene Art der Destruktion der Sprache, die so weit ging, dass sie ihre eigene Sprache erfanden.

Was die Tatsache betrifft, dass auch die Kunst von Joyce ein Ersatz für den Phallus ist, so hängt dies damit zusammen, dass Joyce, wie Lacan sagt, einen etwas schlaffen Penis hatte, der nur schwach erigierte; daher „ersetzt“ seine literarische Kunst, die übrigens enorm kraftvoll ist, „die phallische Schwäche des besagten James Joyce“.⁴³ Die Kunst machte Joyce zu einem ungemein mächtigen Wesen, auch wenn er gegenüber einer Frau phallisch unzulänglich war. Er wusste den Phallus nicht so konsequent einzusetzen, wie er es mit der Kunst tat, die ihn zu Dem Künstler, mit großem „D“, machte.

Während Lacan im Seminar 3 sagt, dass der Name-des-Vaters in der entketteten Psychose *ausgeschlossen* ist und es daher keine angemessene Reaktion des Subjekts gibt, wenn es mit einem Realen konfrontiert wird, wird er im Seminar 23 im Zusammenhang mit der dank seiner Kunst nicht entketteten Psychose von Joyce sagen, dass der Vater *abwesend* ist. Bei Joyce fehlt der Name des Vaters nicht nur in dem Sinne, dass ihm symbolische Konsistenz fehlt, sondern, schlimmer noch, er ist aus dem Symbolischen ausgeschlossen. Es kommt jedoch nicht zu einer Entfesselung, da Joyce den Vater durch das Schreiben ersetzt.

Was den benennenden Vater betrifft, also den Vater der Realität, der seinem Sohn den Nachnamen gibt, ihn benennt, die Verantwortung übernimmt und die Funktion verkörpert, so erfüllt er seine Aufgabe nicht, weil er geschwächt ist, und Joyce gleicht dies aus, indem er sich des Buchstabens bedient, durch den er sich selbst vergrößert. „Die Veröffentlichung

⁴² Ibid., 72

⁴³ Ibid., p. 73.

seines Werks ermöglicht es ihm, soziale Bindungen zu knüpfen, anerkannt zu werden und nicht in dem für sein Schreiben typischen Autismus zu verharren.“⁴⁴ Beim Schreiben ist jeder absolut allein, doch wenn wir veröffentlichen und zu einer Buchvorstellung eingeladen werden, tauchen Menschen auf, die sagen, dass sie uns lesen oder gelesen haben, was uns mit anderen verbindet und uns dank dieser einsamen Arbeit Existenz verleiht. Indem wir aufgrund des Nutzens unseres Tuns erwähnt werden, verschafft uns das in Umlauf gebrachte Werk Anerkennung, und so rechtfertigt sich die Einsamkeit des Schriftstellers durch die Freude, die sie ausstrahlt. Ohne Einsamkeit, ohne Stille, ohne Rückzug aus der von Lärm geprägten Welt gibt es keine Gelassenheit, kein Gefühl wirklicher Stärke; denn ein Leben ohne Reise in die Tiefen der Seele verhindert, den Horizont zu genießen, wenn er lächelt.

Joyce y Lucía

Wo Joyce in seiner Rolle jedoch zu kurz griff, war in seiner Vaterrolle, denn Lucia, die Tänzerin war und der er eine gewisse Hellsehergabe zuschrieb, erlitt eine Psychose, trotz seiner Bemühungen um sie. Joyce, der Dichter, und Lucia, die Tänzerin, Dichterin und Hellseherin, so sah ihr Vater sie. Doch während der Vater aus dem Text ein Werk schuf, gelang es der Tochter nicht, durch ihr körperliches Schreiben als Tänzerin mithilfe des Tanzes stabil zu bleiben, denn auf dieser Ebene erreichte sie nicht, was sie wollte, und hinzu kam die symbolische Unzulänglichkeit der Benennung durch den Vater. Sie war verzaubert vom Blick des Vaters, aus dem sie ihren Beobachtungswahn schöpfte, und er war durch die Hellsehergabe an seine Tochter gebunden. Die Verrücktheiten der beiden, „obwohl unterschiedlich, standen sie doch in Verbindung“⁴⁵.

Sie entwickelte eine Art Wahnvorstellung, an der Joyce sicherlich beteiligt war, da die Beziehung zwischen den beiden sehr eng war. Es gab „eine Art der Kommunikation jenseits von Worten und der Artikulation der Stimme“. Diese so tiefe Verbundenheit macht es nicht verwunderlich, dass Joyce davon überzeugt war, sie sei hellichtig. „Der Schriftsteller sah in seiner Tochter ein Wunder der Natur, ein fantastisches Wesen mit einer ganz eigenen, privaten Sprache.“⁴⁶ Für Joyce war seine Tochter eine missverstandene Vorreiterin und keine Schizophrene, wie Jung behauptete. „Jung war jedenfalls vom Wahnsinn beider überzeugt, einem unterschiedlichen Wahnsinn von ungleicher Tiefe.“⁴⁷

„Das Leben von Lucia Joyce war keineswegs einfach. Ständig unterwegs, wechselte sie immer wieder die Schule, das Zuhause und das Hotel, sprang von einer Sprache zur anderen und wurde immer wieder in verschiedene psychiatrische Anstalten eingewiesen und wieder

⁴⁴ Manuel Zlotnik, El caso Joyce, en: Silvia Elena Tendlarz, La Psicosis, lo clásico y lo nuevo, óp., cit, p. 171.

⁴⁵ José María Alvares, en: Estudios sobre la psicosis, óp., cit, 372

⁴⁶ José María Alvares, en: Estudios sobre la psicosis, óp., cit, 368

⁴⁷ Ibid., p. 374

entlassen. Das Beständigste in diesem Wanderleben war vielleicht die Liebe ihres Vaters⁴⁸, sein Wahnsinn und die Präsenz eines Blicks, dem man nicht entkommen kann⁴⁹. Schon als sie noch sehr klein war, nannte Joyce sie in einem Gedicht, das er ihr schrieb, „Mein trauriges kleines Mädchen“. Auch er litt unter depressiven Phasen. Für José María waren Joyce und Lucía auf unterschiedliche Weise verrückt, er auf diskrete Weise und sie auf lautstarke Weise, doch es handelte sich um einen miteinander verbundenen Wahnsinn. Während der Vater von Joyce auch nach seinem Tod noch zu ihr spricht, blickt Lucías Vater sie weiterhin vom Grab auf dem Friedhof aus an.⁵⁰

Da Joyce in seinem Gedicht nicht von „meinem fröhlichen kleinen Mädchen“, sondern von „meinem traurigen kleinen Mädchen“ spricht, räumt er Lucía in dem Text gewissermaßen einen eher unbedeutenden Platz ein, so liebevoll und eng ihre Bindung auch gewesen sein mag. Da Lucía und ihr Bruder zudem außerhalb der gesetzlichen Ehe mit Nora geboren wurden, galten sie zu jener Zeit als unehelich, eine Tatsache, die ans Licht kam, als die Eltern beschlossen, zu heiraten.

José María Álvarez vertritt hierzu folgende Ansicht: Mit diesem Eingeständnis der Unehelichkeit sei jene subjektive Voraussetzung geschaffen worden, die den fruchtbaren Moment für den Ausbruch „des schizophrenen Wahnsinns von Lucía Joyce“⁵¹ ausgelöst habe. Hinzu kam, so sagt er, die Erkenntnis, dass sie keine professionelle Tänzerin werden würde, sowie die Trennung von Samuel Beckett, in den sie verliebt war. Joyce macht sich mit seinem Schreiben einen Namen, und Lucía, die aufgrund ihrer Hellsehergabe das Licht in Joyces Leben war, schafft es nicht, sich durch Tanz und Schreiben zu behaupten – oder zumindest gelingt es ihr nicht, sich einen Namen außerhalb der Nennung durch ihren Vater zu machen, was sie eher in den Wahnsinn als zum Schaffen trieb. Auch wenn sie nicht so genial war wie Joyce, hätte sie doch mit der Kunst, die sie leidenschaftlich liebte, ihren Weg finden können; doch verschiedene Umstände hinderten sie daran, ein so beständiges Gleichgewicht zu erlangen wie ihr Vater, dem es gelang, seinen Wahnsinn diskret zu verbergen. Lucía scheiterte dort, wo ihr Vater triumphierte, indem er durch das geschriebene Wort einen Ausweg aus seinem Wahnsinn fand.

Jung lernte Joyce und Lucia kennen, doch Joyce wollte ihn nicht als Analytiker aufsuchen; und obwohl er 1934 Lucia zu ihm brachte, damit sie angehört wurde, aufgrund der gescheiterten stationären Behandlungen, verschlechterte sich ihr Zustand nach einer anfänglichen Besserung wieder. Lucia gelang es durch die Analyse bei Jung nicht, wie es

⁴⁸ “Lucía era claramente muy amada por Joyce, quien hizo enormes esfuerzos para curarla de su excentricidad”. Sin embargo, nunca fue capaz de asumir el lugar del padre”. Harari, R.: How James made his name. A Reading of the final Lacan, Nueva York, Other Press, 1992, p. 190. Citado por José María Alvares, en: Estudios sobre la psicosis, óp., cit, p. 361

⁴⁹ Ibid., p. 361

⁵⁰ Ibid., p. 378

⁵¹ Ibid., p. 364

auch in anderen Fällen von Psychosen geschah, darunter bei dem deutschen Psychiater Otto Gross, der in Berlin als Held in kulturellen Fragen galt, eine Fantasiewelt aufzubauen, die ihr geholfen hätte, ihre Stabilisierung zu festigen. Vielleicht beging Jung einen klinischen Fehler, da er nicht bedachte, was es für Lucía bedeuten könnte, sie von ihrem Vater zu trennen. Jung, so sagt der Kollege José María Álvarez, „war darauf bedacht, sie von ihrem Vater zu trennen und sie in einer Schweizer Heilanstalt zu behandeln. Über diese therapeutische Erfahrung notierte Lucía später: ‚Zu denken, dass dieser fette, materialistische Schweizer versucht hat, meine Seele zu kontrollieren‘“⁵².

Als Jung versuchte, zwei Untrennbare voneinander zu trennen, führte er damit gleichzeitig die Unmöglichkeit ein, bei Lucía eine Übertragung hervorzurufen, die darauf beruhte, dass er der Stützpfeiler ihrer Seele war, anstatt ein widerlicher, fatter Beherrscher derselben zu sein. Jung wurde von Lucía, was die Übertragung in der Psychose betrifft, auf die Seite der Selbsterniedrigung gestellt, weil er ein Beherrscher der Seele war. Anstatt dass ein Analytiker in der Übertragung zum Beherrscher von etwas so Heiligem für einen Künstler wie dessen Seele wird, sollte er vielmehr eine Stütze sein, ein Ort, an dem die leidende Seele des Künstlers Zuflucht findet.

Zwischen Ersetzen, Wiederherstellung und escabelización

Eine *Ersetzung* des Namens des Vaters ist nicht dasselbe wie eine *Wiederherstellung* des Vaters. Bei der Ersetzung handelt es sich um eine Art Orthopädie, durch die ein Subjekt die symbolische Funktion des Namens des Vaters annähernd *ersetzt*, indem es sich künstlich ein Gesicht gibt, das es ihm ermöglicht, so zu tun, als sei es fest im Diskurs verankert, als sei es authentisch mit dem symbolischen Anderen verbunden, der ihm als Bezugspunkt dient. Bei der Wiedergutmachung hingegen geht es um die Erfindung einer Stütze, die das Subjekt im Gleichgewicht hält, einer Stütze, die die Funktion hat, eine Bindung herzustellen, und die für Joyce den Wert eines *escabels* annimmt.

Das Konzept des *Escabel* bezieht sich nicht im eigentlichen Sinne auf eine manische Aufblähung des Ichs oder eines narzisstischen Selbstbildes, sondern es handelt sich um eine Erhebung des Ichs in dem Sinne, dass man sich auf subjektiver und sozialer Ebene aufrecht halten kann. Es ist so etwas wie die Aneignung eines Mechanismus, der auf symbolischer Ebene vor dem Gefühl des Absturzes oder Zusammenbruchs schützt, so wie es Lucía Joyce widerfuhr, die – im Gegensatz zu ihrem Vater, der jedes Mal, wenn er in eine Krise geriet, über ausreichende Ressourcen verfügte, um diese abzumildern – vom Wahnsinn überwältigt wurde und dadurch ihr künstlerisches Leben ruinierte. Joyce genügte das Schreiben mit der Feder, um den Riss, der durch das Fehlen des Namens des Vaters entstanden war, selbst zu flicken; Lucia hingegen reichte das Schreiben des Körpers nicht aus. Beide, jeder auf seine

⁵² Ellmann, R.: James Joyce, óp., cit, p. 758. citado por José María Álvarez, óp., cit., p. 374

eigene Art zu schreiben, standen stets im Dialog, in Verbindung, doch die Funktion des Schreibens, also der Erfindung, war bei jedem von ihnen nicht dieselbe.

Joyce schafft nicht im eigentlichen Sinne einen aus Schein gewebten Diskurs mit der Absicht, Bedeutung zu erzeugen, sondern formt eine Schrift aus dem, was ihn körperlich berührt. Diese Ersetzung durch den Buchstaben versagt nicht, denn in der Art und Weise, wie Joyce ihn einsetzt, erhält er den Wert einer Benennung, das heißt, es gelingt ihm, „den Buchstaben so zu nutzen, [...]“⁵³, nicht als Schein, nicht als Signifikant, sondern indem er diesen „auf den Buchstaben reduziert, der ihn trägt“.⁵⁴

Joyces Kunst hat auch keinen Wert als wahnvolle Metapher, da sie kein Konstrukt ist, das eine vorübergehende oder endgültige Stabilisierung zulässt, sondern vielmehr ein Buchstabe, von dem sie sich nicht unterscheidet. Der Buchstabe hat für Joyce den Wert eines Sinthome mit H, da es sich um einen Signifikanten handelt, der sich nur auf sich selbst bezieht und die Funktion eines vierten Ausdrucks erfüllt, der die anderen drei miteinander verknüpft. Wenn der Signifikant einen anderen Signifikanten aufruft und von dieser Beziehung erwartet wird, dass ein Subjekt hervortritt, das an der Stelle der Wahrheit steht, so ergeht dieser Aufruf vom Buchstaben nicht, und aus diesem Grund wird er als unartikulierte, als sinnentleert betrachtet; es handelt sich um einen einzelnen Signifikanten oder, anders ausgedrückt, um einen reinen Signifikanten, aus dem eine Resonanz gewonnen wird.

Während das Symptom als Formation des Unbewussten insofern fortbesteht, als es an die Sprache gekoppelt ist, und deshalb lässt sich durch die auf den Sinn einwirkende Interpretation etwas verändern, besteht das Sinthome mit H hingegen gerade deshalb fort, weil es sich an nichts aus der Ordnung des Sinns koppelt. Hier ist nicht der Sinn das Wesentliche, sondern die Resonanz oder die Konsonanz, das heißt die Erlangung einer Übereinstimmung auf der Ebene des Seins.

Diese Übereinstimmung setzt den Ausschluss von Unzufriedenheit, Anspruch, Rivalität und Klage voraus – nicht, weil ein Zustand der Glückseligkeit erreicht würde, eine Erhebung auf eine bestimmte Ebene der Vollkommenheit und Harmonie mit dem Ganzen, sondern weil es darum geht, eine Übereinstimmung mit dem Leben und mit dem Realen gefunden zu haben, zum Beispiel die nicht-sexuelle Beziehung, die jenseits des Sinns, jenseits des Gesetzes liegt und die dennoch einen Anker bildet, um sich auf diese Weise nicht verloren zu fühlen und nicht in die Orientierungslosigkeit zu geraten, so wie es Lucía, unserem Dichter Nerval und so vielen anderen widerfahren ist, die den Verstand verloren und sich das Leben genommen haben.

⁵³ Jacques-Alain Miller, *Piezas sueltas*, Buenos Aires, óp., cit, p. 86.

⁵⁴ *Ibid.* P. 86

Zum Schluss

Lucia tanzte „gekleidet wie ein Fisch“, aber es gelang ihr nicht, ihr Leben zu einem Ort zu machen, an dem sie sich wohl genug fühlte, um weiterzutanzten – so wie es ihrem Vater trotz aller Widrigkeiten gelang, Widrigkeiten, mit denen er im Gegensatz zu Gérard de Nerval bis zum Ende seines Lebens zurechtkam, selbst als er bereits fast blind war und sich dem Schreiben jener „Nacht namens Finnegans Wake“ widmete. Weder Lucía noch Nerval schaffen das, was Joyce gelingt: sich mit einer gewissen Würde im Leben zu behaupten, denn ihre Rückschläge und langwierigen Einweisungen rauben ihnen die existenzielle Kraft, die nötig ist, um nicht zusammenzuberechnen.

Die Hölle der 3 war die Welt, die aus den anderen bestand, doch während Lucía und Nerval es nicht schaffen, ihre Verzweiflung zu überwinden, gelingt es Joyce, indem er sein Schreiben bis zu den äußersten Konsequenzen treibt. Ganz gleich, welchen Stürmen er ausgesetzt ist, Joyce hält die Flamme der Schöpfung am Leben und lässt sie zu keinem Zeitpunkt erlöschen. Je größer die Gefahr des Wahnsinns ist, desto eher ist er zur Erfindung bereit – etwas, das weder Gérard de Nerval noch Lucía noch andere Dichter schaffen. Die verrückten Dichter schreiben und die verrückten Maler malen während ihrer Einweisung, doch ihren Werken fehlt die räumliche Tiefe. Trotz der Medikamente und Elektroschocks sind in der Anstalt wunderschöne Gedichte und kritische Texte entstanden.

Joyce schreibt ohne Rahmen, was die Bindung des Sinns betrifft, ebenso wie andere psychotische Dichter und auch Maler. Ihnen allen fehlt der Rahmen, den das neurotische Phantasma vorgibt – eine Frage, die auf einen unendlichen Raum hinweist, der die Grenzenlosigkeit in Bezug auf Genuss und Realität impliziert oder voraussetzt. „Durch die Wirkung des Rahmens wird etwas eingeordnet, geht etwas verloren, entsteht der Raum, das ist der euklidische Raum, der im Bild perspektivisch dargestellt werden kann.“⁵⁵

Wenn eine Person in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen wird, findet sie gewissermaßen einen Rahmen vor, der zur Stabilisierung beiträgt, denn es ist nicht dasselbe, durch einen von der Einrichtung abgegrenzten Raum zu wandern, als dies beispielsweise auf der Straße zu tun, wenn es zu einer Entgleisung kommt und ein Umherirren nicht nur im Diskurs, sondern auch im unendlichen Raum des Blicks entsteht, da das Objekt *a* fehlt, das für die Bereitstellung eines Rahmens zuständig ist. Ein Beispiel hierfür ist das, was Lucía eines Nachts widerfuhr: „[...] in einer Art Selbstmordversuch drehte sie den Gashahn auf. Danach verschwand sie in Dublin, wo sie sich sechs Tage lang in den Straßen verirrt und in Hauseingängen oder wer weiß wo schlief. Als man sie fand, bat sie selbst darum, in eine

⁵⁵ Antón Casáis y otros, *Arte e ingenio*, en: *Locura y creación*, Claudio Godoy y Emilio Vaschetto, (coord...) Xoroi Ediciones, Colección La Otra internacional, Pensodromo, 2023, p. 85

Klinik gebracht zu werden. Nach ihrer Rückkehr auf den Kontinent wurden die Arztbesuche und Krankenhausaufenthalte immer häufiger.“⁵⁶

Von der künstlerischen Schöpfung, zu der manche Menschen fähig sind, wird erwartet, dass sie die Funktion erfüllt, das Genießen einzugrenzen und zu begrenzen, sodass eine gewisse Linderung und damit eine, hoffentlich möglichst dauerhafte, Stabilisierung erreicht wird. Die von Lucía mittels des zum Tanz gewordenen Körpers geschaffene Erfindung konnte sie jedoch nicht vor verschiedenen öffentlichen Eskapaden bewahren, die sie als außer Kontrolle geratene Verrückte erscheinen ließen, deren Krankheit schwerwiegend war, weshalb ihre Krankenhausaufenthalte immer häufiger und länger wurden: „zunächst in französischen Kliniken, später in Schweizer Sanatorien, schließlich im St. Andrew Hospital in Northampton, England, wo sie siebenundvierzig Jahre lang bleiben musste, bis zu ihrem plötzlichen Tod am 12. Dezember 1982.“⁵⁷

Lucia gelang es nicht, ihrem Leben durch den Tanz einen Rahmen zu geben, und dasselbe geschah Gerard de Nerval mit der Poesie. Es gelang ihnen nicht, eine andere Form zu finden, um sich zu stabilisieren und so dem entfesselten Wahnsinn zu entkommen, wie es Joyce gelang. In der Psychose gibt es keine Ablösung vom *Objekt a* wie in der Neurose, sondern eine Verwerfung, und damit eine Desorientierung gegenüber der Realität, Schwierigkeiten, sich vorzustellen, inwiefern man von den Objekten derselben betroffen ist, sowie einen Drang hin zu einem de-lokalisierten Genießen, der dazu neigt, ins Unendliche zu führen.

Zwar sind sowohl Joyce als auch Gérard de Nerval Dichter, die eine Poesie schaffen, die es ihnen ermöglicht, eine neue Art der symbolischen Beziehung zur Welt einzunehmen, doch verläuft ihre Entwicklung, wie beschrieben, nicht auf dieselbe Weise. Beide legen den Schwerpunkt eher auf die Klangfülle der Wörter als auf die Erzeugung von Bedeutung, doch während Joyce durch sein Schreiben einen Halt findet, gelingt dies Nerval nicht, und so wird er von der unerträglichen Realität des Lebens verschlungen, bis zu dem Punkt, dass sein tiefes ästhetisches Empfinden nicht ausreichte, um das Drama des Todes seiner Mutter zu überwinden, die starb, als er noch ein Kind war, und zu verhindern, dass er sich erhänge.

Héctor Gallo. Text, vorgelegt in Tübingen, Deutschland, im Mai 2026. In der Nähe von Zürich, wo Joyce starb.

⁵⁶ José María Alvares, *Estudios sobre la psicosis*, óp., cit, p. 366

⁵⁷ *Ibid.*, pp. 366-367

Was wäre das Leben, wenn wir nicht immer wieder etwas Neues ausprobieren würden? Eine Heimreise. Mercedes Sierra

Reise nach Hause

Diese Reise begann als ein Ruf meiner Seele oder von etwas, das sich meinem Bewusstsein entzieht, dessen Existenz ich aber spüre.

Es war keine touristische Reise, sondern eine Reise nach innen, getarnt als Rundreise durch Griechenland. Das wusste ich von Anfang an, auch wenn ich nicht genau wusste, was mich erwarten würde. Ich wusste, dass es eine Herausforderung werden würde, ein magischer und zugleich herausfordernder Moment, und genau so war es auch.

Was ich euch erzählen werde, ist keine Besichtigungstour zu Sehenswürdigkeiten. Es ist die Reise einer Seele, die Ort für Ort das in sich trug, das sie mit sich schleppte, dem sie auswich, wonach sie sich sehnte, was ihr wehtat und was sie schließlich bereit war, ans Licht zu bringen.

Athen

Auf der Akropolis, vor diesem wunderschönen Bauwerk, steht der Tempel der Athene, und dort befinden sich DIE KARYATIDEN DES ELEKTRIONS, die seit mehr als 3.000 Jahren einen Krug auf dem Kopf tragen. „Die Last der Welt“. Ich war im Akropolis-Museum, um sie aus der Nähe zu sehen – und zwar die echten, nicht die Nachbildungen, die sich derzeit im Tempel befinden. Sie sind durch und durch weiblich, ihre Gesten, ihre Gewänder, ihr langes Haar, ihre Körper, und jede von ihnen hat ein Bein leicht nach vorne gestreckt, als würden sie jeden Moment einen Schritt machen.

Für mich war das wichtig, es sagt alles. Die Last wird getragen, ja, aber sie hält uns nicht auf.

Sie stehen im Tempel der Athene, der Göttin des Sieges, der Kriegerin der wichtigsten Schlacht, die nicht äußerlich, sondern innerlich stattfindet.

Ihre Kraft kommt nicht aus dem Ego, sondern aus der Liebe. Sie sind da, sie bleiben dort, um uns daran zu erinnern, dass genau diese Kraft in jedem von uns lebt.

Das Orakel von Delphi

In Delphi begegnete ich Apollo zum ersten Mal; ich hatte noch nie zuvor von diesem griechischen Gott gehört. Aber ich nahm ihn nicht als bloßes historisches Detail wahr, sondern als lebendige Präsenz.

Ich wusste nicht, dass er der Gott der Künste, der Harmonie und der Prophezeiung war.

Dass er mit seiner Leier die Welt in Einklang brachte.

Dass sein Bild und seine Präsenz das Licht verkörperten, das aus dem Chaos hervorgeht.

Für mich wurde er zum Symbol für etwas, das ich in meinem Innersten erkannte: die Suche nach dem Tiefgründigen. Das unsichtbare innere Licht, das das Unsichtbare offenbart.

Yoany erzählte uns, dass früher die Pilger, die zum Orakel von Delphi kamen, schweigend und in andächtiger Stimmung zum Theater hinaufstiegen, dort die Dramen und Komödien der Welt sahen und dann auf demselben Weg hinunter zum Orakel gingen. Dort, in einer bestimmten Nische, in der das Bildnis des Apollon stand, verneigten sich die Pilger vor ihm, um ihm ihren größten Wunsch oder ihre größte Angst, oder beides, anzuvertrauen. Der Weg ist Teil des Rituals.

Ich legte diesen Weg zurück und dachte dabei an meinen tiefsten Wunsch oder, wie ich es nenne, meine tiefste Bestimmung, die alles mit meiner Kunst zu tun hat.

Und dort, an diesem jahrhundertealten Ort, verneigte ich mich und übergab es ihm.

Rituale sind, zumindest für mich, kein Aberglaube, sondern: TECHNOLOGIE DER SEELE. Sie helfen uns, das bewusst zu machen, was im Unbewussten verborgen ist.

Der Poseidon-Tempel am Kap Sounion

Das Kap Sounion ist eine Steilküste am Meer, und dort steht der Tempel des Poseidon. Der Gott der Bewegung, der emotionalen Tiefe, dessen, was sich nicht vollständig kontrollieren lässt.

Es war genau der richtige Ort für diesen Moment meiner Reise. Etwas zog mich in eine Tiefe, die größer war als ich selbst. Hin zu etwas, das sich meiner Kontrolle entzog, und ich ließ es zu.

An diesem Ort spielte sich auch die Geschichte von König Ägeus ab. Ein Vater, der auf derselben Klippe auf das Zeichen seines Sohnes Theseus wartete, der den Minotaurus töten wollte und seinem Vater versprochen hatte, bei seiner Rückkehr schwarze oder weiße Segel an seinem Schiff zu hissen, je nachdem, ob er nach dem Kampf tot oder lebendig zurückkehren würde. Da Theseus versäumt hatte, die Segel auf weiße umzuwechseln, nahm sein Vater an, er sei tot, und stürzte sich von der Klippe ins Meer. Deshalb heißt dieses Meer Ägäisches Meer. Sein Tod geschah aufgrund einer falschen Erzählung, aufgrund einer Vermutung. Aufgrund einer Geschichte, die nicht der Wahrheit entsprach.

Wie oft tun wir dasselbe. Wir treffen Entscheidungen, wagen Sprünge, basierend auf Erzählungen, die wir uns selbst erzählen, die wir als gegeben annehmen und die ebenfalls keine Wahrheiten sind.

Und dann, genau an dieser Stelle, der Sonnenuntergang, einer der schönsten, die ich je gesehen habe. Was so schön endet, stirbt nicht, sondern schafft Raum für einen neuen Sonnenaufgang.

Mykene – Sehen, um zu transzendieren

An diesem Tag machte ich einen Ausflug, um drei ganz besondere Städte zu besuchen.

Mykene ist eine antike Stadt von besonderer Dichte, schwere Steine, Geschichten, die noch schwerer wiegen. Es ist das Land der Atreiden, einer der tragischsten Familien der griechischen Mythologie. Generation um Generation wiederholte sich derselbe Kreislauf aus Schmerz, Verrat und Blut. Als ob das Schicksal unausweichlich wäre.

Doch das war es nicht. Es war eine unverarbeitete Wunde, die weitergegeben wurde, ohne dass jemand inne hielt, um sie anzuschauen.

Was innerlich nicht verarbeitet wird, verschwindet nicht, sondern wird vererbt. Es wiederholt sich bei den Kindern, bei den Enkeln, in den Mustern, die wir zwar erkennen, aber nicht verstehen. Die Geschichte von Mykene ist keine ferne Mythologie, sie ist ein Spiegel.

Der einzige Weg, den Kreislauf zu durchbrechen, besteht darin, den Mut aufzubringen, das anzuschauen, was wehtut, was vermieden wurde, was von Generation zu Generation verschwiegen wurde.

SEHEN, UM ZU TRANSZENDIEREN.

Epidauros – Die Stadt der Heilung

Epidauros, die zweite Stadt, die wir an diesem Tag besuchten, war die Stadt der Heilung. Dorthin kamen die Kranken, um Heilung zu suchen, doch die Heilung kam nicht allein durch Medikamente, sondern auch durch das Theater.

Hier ist das größte Theater Griechenlands erhalten geblieben, und das ist kein Zufall. Dort wurden die Nöte, die Dramen und die Komödien des menschlichen Lebens aufgeführt, damit sich der Zuschauer in ihnen, auf der Bühne, wiederfinden, sich im Schmerz des anderen wiedererkennen und in dieser Erkenntnis seine Heilung beginnen konnte.

Es reicht NICHT aus, die Wunde zu haben; man muss sie sehen können, dargestellt, benennen, sie mit dem Blick festhalten, ohne wegzuschauen. Es reicht NICHT aus, den Schmerz anzuschauen; man muss ihn wirklich sehen, ihn akzeptieren und aus dieser

Akzeptanz heraus die Entscheidung treffen, weiterzumachen. Nicht, weil der Schmerz verschwunden ist, sondern obwohl er immer noch da ist.

Der freie Wille ist nicht die Abwesenheit von Leid, sondern das, was wir daraus machen.

Nauplia – Die Schönheit der Summen

Nauplia, die dritte und letzte Stadt, die wir an diesem Tag besuchten, ist eine Stadt, die schon oft erobert wurde. Griechen, Römer, Byzantiner, Venezianer, Osmanen – jeder kam, hinterließ seine Spuren und zog wieder ab. Und dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – ist sie eine der schönsten Städte Griechenlands.

Keine Schicht hat die vorherige ausgelöscht. Sie haben sich einfach übereinandergeschichtet. Das Ganze ist genau das, was es ist, gerade weil es all diese Spuren, all diese Brüche, all diese Zersplitterungen in sich trägt.

So sind wir: die Summe von allem, was uns bewohnt, was in uns eingedrungen ist, was uns verwandelt hat. Jede Dekonstruktion, die wir erleben, verändert uns, und diese Veränderung schmälert uns keineswegs, sondern macht uns einzigartiger, authentischer, mehr wir selbst, mehr im Einklang mit der Wahrheit unserer Seele.

Es gibt Dinge, die sich niemals auslöschen lassen. Und das ist gut so. Nicht alles muss ausgelöscht werden. Es gibt Spuren, die Teil der Schönheit des Ganzen sind.

Wir sind nicht trotz dessen, was wir erlebt haben.

Weder deine noch meine Worte definieren uns.

Unsere Entscheidungen definieren uns, gerade dank all dessen.

Nafpaktos

Lepanto – die Wunde, die zum Kunstwerk wird.

Lepanto stand nicht auf meinem geplanten Reiseplan. Ich kam dorthin, weil mich etwas, das ich nicht kontrollieren konnte, dorthin trieb. Wie Poseidon, der das Meer bewegt, ohne um Erlaubnis zu fragen.

Dort fand eine der blutigsten Seeschlachten der Geschichte statt. Und unter den Soldaten, die dort kämpften, war Miguel de Cervantes; er überlebte, aber seine linke Hand war zerstört. Deshalb nannten sie ihn „El manco de Lepanto“ (der Einarmige von Lepanto).

Was mich innehalten ließ, war Folgendes: Cervantes kämpfte in dieser Schlacht, verlor die Gebrauchsfähigkeit seiner Hand und schrieb danach „Don Quijote“.

Die Wunde brachte ihn nicht zum Schweigen, sie brachte ihn nicht zu Fall, sie verwandelte ihn.

Auch ich führte auf dieser Reise eine meiner größten Schlachten. Die, die im Inneren ausgetragen wird. Und Lepanto erinnerte mich daran, dass die größten Schlachten uns immer prägen. Dass es Dinge gibt, die nie wieder so sein werden wie zuvor. Aber aus dieser Prägung kann – wenn wir den Mut haben, weiterzumachen – das größte Werk unseres Lebens entstehen.

Die Wunden definieren uns nicht, sondern unsere Entscheidung darüber, was wir mit ihnen machen.

Olympia

Ich habe Olympia vor allem wegen meines jüngsten Sohnes besucht. Sein Leben, seine Leidenschaft, sein Lebensziel – alles dreht sich um den Fußball. Und ich hatte das Gefühl, dass ich dieses höhere Ziel, das er verfolgt, würdigen musste, indem ich den heiligen Ort betrat, an dem der olympische Geist geboren wurde.

Und als hätten die Götter es so gefügt, wie alles auf dieser Reise! Während ich durch diesen jahrtausendealten Komplex schlenderte, rief er mich an. Wir unterhielten uns eine Weile, und ich konnte ihm am Telefon einen Teil des Komplexes zeigen und diesen Moment an einem solch besonderen Ort mit ihm teilen.

Olympioniken trainieren vier Jahre lang, jeden Tag, um dann nur ein paar Wochen lang anzutreten. Und schon allein die Teilnahme ist ein Sieg. Nicht, weil das Ergebnis keine Rolle spielt, sondern weil der Weg dorthin einen Wert hat, den keine Medaille jemals erreichen kann.

Olympia hat mich daran erinnert, dass das Leben auch so ist. Ein Schritt nach dem anderen, ein tägliches Ziel, man gewinnt Schlachten und man verliert sie, aber das Ziel muss intakt bleiben. Nicht das Ergebnis, sondern das Ziel.

Dort in meinem Hotel hatte mein Zimmer einen Namen, keine Nummer: APOLO, wieder bei mir. Und wie Yoany zu mir sagte: „Mein Zimmer bewohnt mich.“

Es gibt keine Eile. Den Weg geht man und genießt ihn.

Fahrt mit dem Wagen von Olympia nach Eleusis – der begleitete Weg

Ich verließ Olympia ohne Frühstück, da es im Hotel keines gab. Ich hatte ein Sandwich vom Vortag dabei und war mir sicher, dass ich unterwegs etwas finden würde. Was ich nicht

wusste: Mein Google Maps hatte sich – in perfekter Absprache mit den Göttern des Olymps – entschieden, dass ich keine Autobahnen brauchte. Sie wollten mich ganz allein.

Riesige Berge. Nur Fels. Keine Menschenseele. Kein einziges Auto.

Ich bekam Angst – es wäre gelogen, das zu leugnen. Doch dann erinnerte ich mich an etwas, woran mich diese Reise immer wieder erinnert hatte: Ich bin niemals allein. Mein Weg wurde schon immer begleitet – von Wesen, von Energien, von etwas, das ich nicht ganz benennen kann, das ich aber doch erkenne.

Ich vertraute darauf und genoss es.

Eineinhalb Stunden später: ein kleiner Laden. Die Frau sprach nur Griechisch. Wir verständigten uns mit Gesten, und als ich ihr eine kleine Blätterteigrolle bezahlen wollte, auf die ich Lust bekommen hatte, wickelte sie diese in eine Serviette, neigte den Kopf wie zu einer Verbeugung und deutete mir mit der Hand an, dass sie für mich sei. Ein Geschenk von einer Fremden mitten im Nirgendwo.

Da wurde mir etwas klar: Wenn das Universum mir eine Griechin schickt, die mir auf einem einsamen Berg Brot schenkt, wird es mir auch das schicken, was ich auf meinem Weg als Künstlerin brauche.

Auch wenn es „Neins“ geben mag, werde ich weitermachen.

Ich stieg hinab in ein Tal von so intensivem Grün, dass es unwirklich schien, umgeben von riesigen Felsen. Ich dachte: Das müssen die Titanen sein, die über diesen Ort wachen, oder ich werde verrückt, denn ich habe nichts geraucht!

Ich stieg wieder hinauf. Ein weiterer Berg. Auf dem Gipfel ein Felsen, der genau in der Mitte gespalten war, dann ein Wald aus hoch aufragenden, majestätischen Kiefern. Ich dachte: Das müssen die Antennen zu den Göttern sein, und so wiederholte ich meinen Wunsch mehrmals gegenüber Apollon, für den Fall, dass er ihn in Delphi nicht richtig gehört hatte.

Es war eine einsame, aber wunderschöne und aufschlussreiche Reise.

Vertraue darauf, Merce. Die Arbeit wird getan; der Weg wird beschritten; der Segen wird kommen.

Eleusis

Die Mysterie. Die Begegnung mit der anderen Frau in mir.

Vor Tausenden von Jahren wurden dort die Eleusischen Mysterien gefeiert, die heiligsten und geheimsten Rituale der Antike. Niemand weiß genau, was dort drinnen geschah; bekannt

ist lediglich, dass die Menschen auf die eine Weise hineingingen und auf eine andere wieder herauskamen. Alle sprachen davon, dass sie die Angst vor dem Tod verloren hätten.

Das Ritual fand im Telesterion statt, einem geschlossenen, abgedunkelten Raum, und dauerte mehrere Tage.

Am Ende begann der Hierophant oder Priester, Gegenstände nacheinander mit Licht zu beleuchten, bis sich etwas in den Menschen regte.

Man konnte es nicht erklären, man musste es erleben.

Ich wollte dort sein. Es spüren, mich selbst spüren, schreiben, meditieren oder einfach nur da sein. Das Telesterion war mein Ort für all das.

Und ich verstand, dass diese ganze Reise genau das gewesen war: ein persönliches Eleusis-Mysterium. Eine Reise allein, in mich gekehrt, mit mir selbst. Bereit, mich selbst zu sehen, mir zuzuhören, mich zu spüren, ganz gleich, welches Gefühl es war, um etwas Neues in mir zu wecken.

Der Mythos, der Eleusis prägt, handelt von Demeter und Persephone. Eine Mutter, die ihre Tochter verliert, als Hades sie entführt und in die Unterwelt bringt. Die Erde wird unfruchtbar, während Demeter nach ihr sucht. Bis es zu einer Einigung, einer Versöhnung zwischen Zeus und Hades kommt, wonach Persephone einen Teil des Jahres im Licht und den anderen in der Dunkelheit verbringen wird. Und so entstehen die Jahreszeiten.

Für mich handelt der Mythos nicht von Mutter und Tochter. Er handelt von den beiden Frauen, die in mir wohnen.

Die eine strahlt im Frühling und Sommer. Die andere wird im Herbst und Winter traurig. Die Leuchtende und die Dunkle, beide sind real. Beide gehören zu mir. Dieser Ort war im Grunde die Begegnung zwischen ihnen, nicht damit die eine die andere besiegt, sondern um sie zu versöhnen.

Es war ein magischer Nachmittag.

Santorini

Die Stadt des Lichts und der Kunst. Die Begegnung mit Sinn und Zweck.

Santorini empfing mich großzügig: ein wunderschöner Tag, eine Flasche Wein als Geschenk im Hotel, ein besseres Auto als das, das ich gemietet hatte, und ein besseres Zimmer. Was für ein Glück! Und das an einem so wunderschönen Ort.

Zuerst besuchte ich den Roten Strand, der durch den Vulkanausbruch entstanden ist, der die Insel vor Tausenden von Jahren zerstörte und die Stadt Akrotiri unter Asche begrub. Genau diese Katastrophe, die alles zerstörte, war es auch, die alles bewahrte. Die Asche, die tötete, schützte zugleich; sie bewahrte die Kunst, die Farben und das Leben, das dort einst existierte, damit Menschen wie ich es dreitausend Jahre später sehen können.

Am nächsten Tag besuchte ich das Museum und anschließend die Stadt Akrotiri. Mir fehlen die Worte für das, was ich dort erlebt habe. Mein Herz schlug schneller, meine Augen wussten nicht, wohin sie schauen sollten. Sehr gut erhaltene Ruinen von dreistöckigen Gebäuden, mit Fenstern, mit Bädern, mit Aquädukt und Kanalisation – und das vor mehr als 3.000 Jahren! Eine großartige Zivilisation.

Ich ging spazieren und hörte dem Audioguide zu, als er etwas sagte, das mich tief durchdrang: „Diese Stadt ist die Stadt des Lichts und der Kunst.“

Dieser Satz ließ mich erschauern, mir standen die Haare zu Berge! Ich weiß nicht, was sich in mir regte. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll. Ich weiß nur, dass etwas sehr Tiefes, ganz tief in mir, Tränen der Rührung und des Schmerzes zugleich hervorrief.

Denn manchmal zerbricht uns das, was uns am meisten gehört, wenn wir es endlich finden.

Reise von Santorini nach Paros

Apolos Liebesblitz. Die Wunde, die erleuchtet.

Als ich das Ticketbüro für die Fähre nach Paros betrat, verspürte ich einen tiefen, stechenden Schmerz in der Brust – ganz plötzlich und ohne Vorwarnung.

Ich kaufte mir Wasser, nahm zwei Dolex ein und setzte mich hin. Der Schmerz ließ nicht nach. Er war so stark, dass ich dachte: Ich bekomme einen Herzinfarkt. Ich stellte mich in die Nähe eines amerikanischen Paares, damit ich, falls etwas passieren sollte, zumindest nicht alleine zu Boden fallen würde, sondern mich an einem von ihnen festhalten könnte. Ich legte den Finger auf die Nummer meines Mannes auf dem Handy und dachte: Wenn ich merke, dass ich ohnmächtig werde, rufe ich ihn an und hoffe, dass ich noch Zeit habe, ihm etwas zu sagen.

Ich begann zu atmen, wie bei einer Geburt; das Atmen beseitigt den Schmerz zwar nicht, hilft aber dabei, ihn durchzustehen. Vierzig Minuten lang atmete ich mit geschlossenen Augen und hielt mich fest.

Ich wusste bereits, dass es kein Herzinfarkt war. Es war etwas Tieferes.

Ich schrieb Yoany, um es ihr zu erzählen; sie bat mich, den Schmerz zu beschreiben, und ich sagte: „Es ist ein extrem starker Stich, als hätte ein Pfeil meine Brust von hinten nach vorne durchbohrt.“

Sie antwortete mir: „Eine Erfahrung ganz nah am Tod, mit dem Glück eines göttlichen Pfeilschusses. Apollon hat dich mit seinem Bogen getroffen und deine Inspiration gelenkt.

Apollos Pfeile sind golden. Sie durchdringen die Dunkelheit, damit das Licht hervortreten kann. Apollo galt nicht nur als Sonnengott, er war das innere Licht, das das Unsichtbare offenbart.

Am Tag zuvor hatte ich Folgendes gelesen:

„Die Wunde ist der Ort, an dem das Licht in dich eindringt. Wenn Leiden wirklich Lehren erteilt, wäre die Welt nur von Weisen bevölkert. Der Schmerz hat denen nichts zu lehren, die weder den Mut noch die Kraft finden, auf ihn zu hören.“ – Sigmund Freud

Plötzlich ergab alles einen Sinn. Es reichte nicht aus, zu wissen, dass es eine Wunde gab. Man musste sie so tief spüren, dass es kein Entkommen gab.

Sie klar akzeptieren und bewusst überwinden.

Apollon tut seine Arbeit.

Paros

Das Licht, das immer da ist.

Ich entschied mich aus praktischen Gründen für Paros: kleiner, weniger touristisch, und es gab dort einen Flughafen, von dem aus ich schneller nach Athen zurückkehren konnte.

Das Hotel lag etwas abseits, direkt am Meer. Auch hier hatte mein Zimmer einen Namen statt einer Nummer.

THEA – diesen Namen kannte ich nicht, also recherchierte ich über Thea, um diesmal herauszufinden, wer in mir wohnte.

Thera war eine Titanin. Eine Riesin; Tochter von Uranos (dem Himmel) und Gaia (der Erde). Sie existierte schon vor den Göttern des Olymps. Sie verband sich mit ihrem Bruder Hyperion, und gemeinsam hatten sie drei Kinder:

Helios: die Sonne

Selene: der Mond

Eos: die Morgenröte

Deshalb galt Thea als Mutter des gesamten himmlischen Lichts. Sie war keine Kriegsgöttin, sondern verkörperte etwas Subtileres: geistige Klarheit, Schönheit, das Licht, das von innen strahlt. Im Titanenkrieg, dem Krieg zwischen den Titanen und den Olympiern, blieb sie eine stille und leuchtende Gestalt, die mehr mit dem kosmischen Gleichgewicht als mit dem Konflikt verbunden war.

Eine ewige Kraft, die stets erleuchtet.

Ich dachte: „Nach Apollos Pfeil auf Santorin, nach allem, was sich in mir bewegt, zerbrochen und auf dieser Reise offenbart hatte, war es ganz sicher kein Zufall, dass ich in einem Zimmer namens Thea zur Ruhe kam. Die Reise hatte mich von der Last zur Bewegung geführt, vom Schmerz zur offenen Wunde, von der Wunde zum Licht, und THEA erinnerte mich daran, dass das mächtigste Licht nicht das ist, das kämpft, sondern das, das einfach nur ist.“

Delos

Die Geburt. Aus den tiefsten Tiefen gebären.

Delos ist die Insel, auf der Apollon und seine Zwillingschwester Artemis geboren wurden. Sie ist den Griechen heilig, und aus Respekt wohnt niemand dort. Es ist der Ort ihrer Geburt.

Die Geschichte besagt, dass Leto, die Mutter von Apollon und Artemis, von allen Inseln abgewiesen wurde, als sie ihr Kind zur Welt bringen wollte. Hera, die eifersüchtige und wütende Gattin des Zeus, hatte verboten, dass irgendein Land sie aufnehmen dürfe. Alle gehorchten, außer Delos.

Diese kleine, schwebende Insel, ohne feste Wurzeln in der Welt, nahm sie voller Mitgefühl auf. Und dort wurden zwei der größten Götter des Olymps geboren.

Apollon und Artemis entstanden aus einer Vergewaltigung, aus einer ungewollten Schwangerschaft, aus einer verfolgten und verstoßenen Mutter. Sie entstanden aus dem tiefsten Schmerz der Vorfahren. Dennoch – oder gerade deshalb – stiegen sie über sich selbst hinaus.

Apollon wurde zum Gott des Lichts, der Kunst, der Prophezeiung und des Gleichgewichts.

Artemis wurde zur Göttin der Jagd, zur Beschützerin der Natur und der Tiere, zum Symbol der Freiheit und der weiblichen Kraft.

Nicht trotz ihrer Herkunft, sondern gerade aufgrund dieser.

Ich stieg auf einen Berg, der dort stand, weil ich mir vorstellte, welche Aussicht er bieten musste; später erfuhr ich, dass er „Monte Cinto“ hieß. Ein fast heftiger Wind empfing mich auf dem Gipfel. Und in diesem Wind erinnerte ich mich an den Hauch des Lebens. Den, den ich in meine Werke lege. Den, den ich in meinen Wunsch, in mein größtes Ziel lege.

Und der Name des Berges sprach zu mir: Cinto, wie „im Mutterleib sein“.

Ich war bewegt, denn ich wusste, dass ich nun beginnen würde, Werke „zur Welt zu bringen“, die aus dem tiefsten und ursprünglichsten Kern meines Seins entspringen.

Werke, die hoffentlich das Tiefste und Ursprünglichste in anderen Wesen berühren können.

Die Reise hatte als Ruf der Seele begonnen und endete nun als Geburt.

Die Marmorbergbau von Paros

Das Licht, das von innen kommt.

Mein letzter Ort in Griechenland war in keinem Reiseführer zu finden. Die Marmorminen von Paros liegen im Zentrum der Insel, den Berg hinauf. Die Hotelbesitzer, jene Menschen, die einem auf dem Weg begegnen, wenn der Weg offen ist und wir es zulassen, fuhren mich hin, warteten auf mich und überreichten mir vor dem Abschied ein kleines Säckchen als Geschenk, mit einer kleinen, geschnitzten Flasche griechischen Weins und einem typischen, von ihnen selbst zubereiteten Dessert. Eine wortlose Geste, die alles sagte.

Ich stieg den Berg hinauf, und da waren sie: riesige Blöcke aus feinem, fast durchscheinendem weißem Marmor.

Der Marmor von Paros hat eine einzigartige Eigenschaft: Das Licht wird nicht von seiner Oberfläche reflektiert, sondern dringt ein, sickert sanft nach innen und scheint dann aus dem Inneren des Steins selbst zu strahlen.

Als ob der Stein leben würde. Deshalb wählten Künstler der Antike ihn für ihre heiligsten Werke, wie die Venus von Milo, Athene und andere. Denn sie erreichten in dem Stein, was die Kunst immer anstrebt: dass das Licht von innen kommt.

Da ich an Rituale glaube, berührte ich den Stein, der mich rief. Ich blieb einen Moment lang schweigend dort stehen und bat den Stein, Apollon und die gesamte Reise, meinen Händen zu erlauben, das Licht auf eine Leinwand oder ein Blatt Papier zu übertragen.

Das habe ich als Künstlerin schon immer angestrebt: dass das Licht in meinen Werken Leben und Räume auf der ganzen Welt erhellen möge.

Zum Schluss

Die Reise nach Hause ist keine geografische, sondern eine innere.

Dies war keine Reise nach Griechenland, sondern die Reise zurück zu mir selbst.

„Der Mensch vergisst manchmal seine Natur, und die Seele kämpft darum, sich daran zu erinnern – trotz des Schmerzes, durch den Schmerz hindurch, aus dem Schmerz heraus und vor allem aus Liebe.“

Und was ich gelernt habe – was Griechenland mir offenbart hat –, ist, dass das wahrhaftigste Licht nicht von außen kommt. Es wird weder durch Auszeichnungen noch durch Anerkennung noch durch die „Ja“-Antworten gegeben, auf die wir hoffen.

Das Licht kommt von innen. Es war schon da. Ich brauchte nur die Reise, um mich daran zu erinnern.

Ich verkaufe Kaffee, um Gedichte zu überbringen. Von Esteban Pelaez Arroyave.

Einleitung

Der vorliegende Artikel berichtet über die Erfindung bzw. die Erfindungen, die auf der Grundlage meiner Analyse und verschiedener Workshops zu dem, was ich unter angewandter Psychoanalyse verstehe, entstanden sind. Der Zeitraum dieser Arbeiten und Ergebnisse erstreckt sich von Ende 2021 bis heute, dem Jahr 2026.

Zunächst werde ich den Beginn meiner Analyse vorstellen und darlegen, wie grundlegende Fragen entstanden sind, die den Anstoß zur Erfindung gaben. Anschließend werde ich einige psychoanalytische Konzepte vorstellen, die ich einem Vortrag des Psychoanalytikers Yoany Rendón entnommen habe. Abschließend werde ich diese beiden einleitenden Teile mit der eigentlichen Entwicklung der Erfindung(en) verknüpfen.

Beginn der Analyse

Der Ausgangspunkt meiner Analyse liegt in der Stadt Medellín in Kolumbien, Ende des Jahres 2021. Bei meiner Begegnung mit der Psicoanalyse erkannte ich verschiedene Wege, die ich ausgehend von meiner eigenen Subjektivität oder Wahrheit zu beschreiten und zu verstehen begann.

Der Weg, den ich in diesem Artikel darlegen möchte, hat seinen Ursprung im Jahr 2022 in einem Projekt, das ich für das Unternehmen, in dem ich arbeitete, ins Leben rief. In diesem Unternehmen war mein Vater mein Chef. Wir nannten das Projekt „Wirklich fühlen“; sein Ziel war es, die Lebenskraft der Mitarbeiter des Unternehmens zu steigern. Dabei kam eine Methode der angewandten Psychoanalyse zum Einsatz, mit der wir eine Intervention bei allen Beschäftigten der Organisation durchführen und materielle Ergebnisse hinterlassen konnten, die an diesem Ort noch immer bestehen: Bilder mit nachdenklichen Zitaten, Schulungsgruppen, Lesecken in den Niederlassungen und eine Bibliothek.

Auch wenn ich hier nicht auf die konkreten Ergebnisse eingehe, die dieses Projekt in der Organisation hatte, möchte ich zumindest erwähnen, dass es einen sehr wichtigen Einfluss auf mich hatte. Dank all der Arbeit, die wir geleistet haben, begann sich in mir eine Frage zu regen, ein Wunsch, etwas wissen zu wollen, was ich für unmöglich gehalten hatte: Kann ich meine eigene Marke haben? Kann ich mein eigenes Unternehmen haben? Kann ich meinen eigenen Wunsch verwirklichen?

Der Vater als Vermittler des Wunsches

Nun werde ich die Notizen transkribieren, die ich von einem Vortrag von Dr. Yoany Rendón gemacht habe, um die Ideen zu ergänzen, die sich aus diesem Text über meinen Prozess ergeben.

Dieser Vortrag wurde am 30. Juli 2024 online gehalten und trug den Titel: „Der Vater als Vermittler des Wunsches“. Zu Beginn wurde erwähnt, dass drei Wege untersucht werden sollten: der Name des Vaters, das, was der Vater benennt, und das unumstößliche Gesetz.

Im Folgenden stelle ich sie vor:

- **Erster Weg: Der Name des Vaters**

Der Vater ist keine Figur. Er ist eine Person, die eine Funktion verkörpert. Damit jemand die Rolle des Vaters verkörpern kann, muss die Launenhaftigkeit der Mutter ersetzt und die Mutter entzogen werden. Wenn es einem Vater gelingt, die Mutter zu entziehen, kann es zu einer Differenzierung zwischen Genießen und Wunsch kommen. Die Wiederholung wird unterbrochen und es entsteht Angst in der Familie.

Wenn der Vater die Mutter entzieht, wird er von ihr gehasst, aber der Junge wird ruhiger aufwachsen. Es ist schwieriger für ihn, in die Dunkelheit, in den Mutterleib, zurückzukehren. Der Vater muss dem Sohn helfen, nicht in die Dunkelheit zurückzukehren. Wenn er zurückkehrt, kann er dort gefangen bleiben; es gelingt ihm nicht, die Angst des anderen zu durchbrechen. Die Mutter muss verstehen, dass der Sohn nicht ihr gehört, sondern der Welt.

- **Zweiter Weg: Was der Vater benennt**

Ein Vater benennt, wenn er uns einen Namen gibt. Der Vater benennt, um dem anderen einen Platz einzuräumen. Hoffentlich benennt er so, dass er damit zum Ausdruck bringt, dass er sich weiterentwickelt. Der Vater, der benennt, ist ein Vater, der einen Platz einräumt. Er kennt dein Geburtsdatum, weiß um deine Traurigkeit, entschuldigt sich. Er benennt dich immer wieder: Da ist mein Sohn, ich stelle dir meinen Sohn vor.

Der Vater, der benennt, ist **ein symbolischer Vater**. Der nicht den ganzen Tag da sein muss. Weil er mich benannt hat, muss er nicht präsent sein. Er ist ein Vater, der von Generation zu Generation weiterlebt. Über drei Generationen hinweg. Wenn man benennt, tritt man in das Gesetz ein. Wer in die Schuld eintritt, ist ein ethisches Subjekt.

- **Dritter Weg: Das unumstößliche Gesetz**

Freud: Derjenige, der den Platz des Vaters einnimmt, ist derjenige, der eine narzisstische Wunde zwischen Mutter und Kind verursacht. **Lacan:** Es ist eine Sache, zu kopulieren, und eine andere, Kinder zu zeugen. Kopulation: der reale Vater (irgendeiner). Kinder zeugen:

derjenige, der benennt, der für den anderen auf Dinge verzichtet. Wenn jemand den Platz des Vaters verdient, dann deshalb, weil er Kinder gezeugt hat. **Miller:** Ein wahrer Vater sorgt dafür, dass seine Kinder, dass sein Wunsch nicht anonym bleibt. (Subjekte, die durchs Leben gehen, aber nichts aus ihrer Existenz machen.) Dass wir in unserem Leben jemand sind, sogar etwas Besseres als sie. Jemand, der seine eigene Geschichte schreibt. Jemand, der etwas für seine Kinder und für andere tut, sogar für den Unbekannten.

La-s Invencion-es

Nun kehre ich zu mir selbst zurück. Ich habe mich auf den Weg gemacht, meinen eigenen Wunsch zu verwirklichen, und dabei nicht daran geglaubt, dass dies teilweise bedeuten würde, dem Wunsch des Anderen im Weg zu stehen. Ich beginne mit der Wahl des griechischen Gottes Poseidon als meinen Schein, dann mit der Gründung der Marke AMARLA, dem Geschäft mit Kaffee und schließlich mit den Läden.

Im Jahr 2022 nahm ich an einem Marken-Workshop teil, bei dem ich einen für meine Kreationen sehr wichtigen Signifikanten fand: den griechischen Gott Poseidon. Ausgehend von seinem Dreizack entstand eine Signifikantenkette, in der ich einen Sinn für die Gestaltung meiner Kreationen finden konnte.

Im Oktober desselben Jahres verband ich die Figur dieses griechischen Gottes mit dem Symbol „AMARLA“, das nicht nur zu einem Markennamen wurde, sondern auch zu einer subjektiven Lösung, einem Weg, auf dem der Name meines Vaters in mir wirkte. Anfang 2023 konnte die Verbindung beider Symbole als solche Gestalt annehmen, und ich konnte das aufbauen, was heute symbolisch die Marke AMARLA darstellt.

Zu den Aktivitäten, die ich damals aufgriff, gehörten der Kaffeehandel, die Mitbegründung einer Kaffeerösterei, in der das Rohmaterial verarbeitet und zum Endprodukt verarbeitet wird, und schließlich in diesem Jahr die Eröffnung „des Ladens“, in dem das Markenkonzept umfassender umgesetzt wurde.

Doch parallel zur Entwicklung all dieser Vorhaben ordneten sich auf diesem Weg auch meine Beziehungen zu den wichtigsten Menschen in meinem Leben: meinen Kindern, meiner Frau, meinem Vater, meiner Mutter und meinen Geschwistern. All diese Beziehungen erhielten nach und nach eine Bedeutung, die es mir ermöglichte, den Weg meiner Sehnsucht weiterzugehen. Das habe ich anhand einer Metapher verstanden, auf die ich im Rahmen meiner Analyse gestoßen bin; sie bezieht sich auf ein Schachbrett und lautet wie folgt: „Es geht nicht darum, die Figuren zu tauschen, sondern sie anders anzuordnen.“

Schlussfolgerungen

Auf diesem Weg erleichtert die Analyse die Konstruktion einer eigenen Erfindung und stärkt die Beharrlichkeit angesichts der Schwierigkeiten und der Einsamkeit, die die Entscheidung für solche Vorhaben und deren Umsetzung mitunter mit sich bringen.

Die Erfindung erhält so einen einzigartigen Wert: Sie ist ein Weg, dem Leben Sinn zu verleihen. Dieser Prozess eröffnet einen Weg, auf dem Wunsch und Erfindung keine Endziele sind, sondern sich ergänzende Dimensionen, die die Lebenskraft stützen.

Dieses Engagement konkretisiert sich in praktischen Handlungen, wie beispielsweise dem Verkauf von Kaffee, begleitet von Gedichten, der darauf abzielt, zwischenmenschliche Beziehungen durch das Wort zu humanisieren und eine freundlichere Beziehung zur Welt zu fördern. In diesem Sinne erweist sich die Psychoanalyse als ethisches Bekenntnis zum Leben.

Vom goldenen Sarg zu „Empresa Viva“. Bericht über eine Analyse. Von Liliana Ortiz.

Tot sein, ohne es zu wissen

Ich sage, ich war 48 Jahre lang tot und hatte es nicht bemerkt. Ich wurde am 4. Mai 1977 geboren, und von Anfang an fiel mir das Atmen schwer, es war angestrengt, als wäre der Körper zwar da, aber das Leben würde nicht ganz in ihn eindringen. Ich wanderte wie eine Schlafwandlerin umher, nur in dem Versuch, vorüberzugehen, Spuren zu hinterlassen, in Erinnerung zu bleiben, anerkannt zu werden, geliebt zu werden ... und ja, auch gehasst zu werden.

Ich stellte meinen Körper in den Dienst der Verlassenheit, der Lieblosigkeit, des Mangels an Umarmungen und an tröstenden Worten. Der Schmerz im Körper war der Beweis dafür, dass etwas in mir nicht lebendig war. Ohne es zu wissen, begrub ich mich immer tiefer in denselben goldenen Sarg, in dem meine Mutter angekommen war, als wäre der schönste Ort, den wir gemeinsam haben könnten, der gemeinsame Tod. Ich sage, ich starb an demselben Tag, an dem ich eigentlich zu leben begann: an jenem 4. Mai um 9:50 Uhr morgens, als ich mehr vor Angst weinte als aus dem Verlangen heraus, zu atmen.

Freud spricht vom Todestrieb als jener unbewussten Kraft, die zur Selbstzerstörung, zur Wiederholung des Schmerzes und zur Rückkehr in einen leblosen Zustand treibt, fast so, als ob das Ziel allen Lebens darin bestünde, ins Nichts zurückzukehren. Auf meine Geschichte übertragen bedeutete das, innerlich „zu sterben“, auch wenn es äußerlich so aussah, als würde alles funktionieren.

Stiller Selbstmord und Lebenswille

Beim Lesen von „Selbstmord, psychische Gesundheit und Lebenswille“ von Héctor Gallo stieß ich auf etwas, das mich direkt berührte: die Vorstellung, dass Suizid nicht nur der Akt ist, sich das Leben zu nehmen, sondern dass er in der Beziehung liegt, die jeder Einzelne zum Leiden, zur Angst und zum Wunsch – oder Nicht-Wunsch – hat, weiterzumachen. Mir wurde klar, dass man Jahre damit verbringen kann, einen „stillen Suizid“ zu begehen: indem man krank wird, sich erschöpft, falsche Entscheidungen trifft, Situationen wiederholt, von denen man weiß, dass sie wehtun werden. In meinem Fall war es nicht der Sprung von einer Brücke, sondern das Abtöten von Wünschen: Projekte, Beziehungen, sogar ein Kind. Jedes Mal, wenn sich etwas Gutes abzeichnete, fand ich einen Weg, es zu ruinieren. Jeder fehlgeschlagene Lebensversuch war eine Art, dem Tod nahezukommen – ohne es so zu sagen, aber indem ich es tat.

Die Begegnung mit der Psychoanalyse

Ich kann nicht sagen, dass die Begegnung mit der Psychoanalyse am Tag der ersten Sitzung stattfand. An diesem Tag bin ich lediglich zu einem Termin gegangen. Für mich begann die Begegnung erst, als ich mich nicht mehr vor mir selbst verstecken konnte, als meine Geschichten aufhörten, nur noch Anekdoten zu sein, und zu Fragen wurden, die wehtaten.

In der Psychoanalyse spricht man davon, Analysand zu sein. Es geht nicht nur darum, „Patient zu sein“, sondern sich in die Position des Sprechenden zu begeben und sich von dem, was man sagt, überraschen zu lassen – von dem Wissen, das in den Versprechern, in den Träumen und in den Details zum Vorschein kommt, die albern erscheinen. Es bedeutet zu akzeptieren, dass das Unbewusste mehr über einen weiß, als man selbst zu wissen glaubt. Dieser Schritt war für mich entscheidend: Da hörte ich auf, die Vorstellung zu bekräftigen, dass „alle böse zu mir waren“, und begann mich zu fragen, was ich dort tat, wo ich immer wieder dasselbe wiederholte.

Jahreszeiten, Signifikanten und der Blick in den Spiegel

Ich bezeichne die Phasen meiner Analyse als „Jahreszeiten“. In der ersten Phase verbrachte ich fast ein Jahr damit, über all das Schlimme zu sprechen, das mir widerfahren war: die Mutter, die ging, die Onkel, die meinen Körper missbrauchten, der Stumme, der mich erhängte, die tyrannische Großmutter, der Stiefvater, der zu mir sagte: „Sie und ich sind nichts, ich könnte Sie heiraten.“ Ich war das Vorzeigemädchen, das Transaktionskind.

Ohne es zu merken, baute ich ein Geflecht aus Signifikanten auf, die mich definierten: „Missbrauch“, „Verlassenwerden“, „Bezahlung“, „Schuld“, „Schuldgefühl“. Diese Wörter bestimmten, wie ich mich im Spiegel sah. Wenn ich mich ansah, sah ich nicht meinen eigenen Körper; ich sah den Körper, der anderen gehörte, den Körper, der dazu diente, dass ein anderer sich daran erfreute, dass ein anderer dafür etwas bekam. In der Analyse hörte ich immer wieder, dass dieses Bild nicht „die Wahrheit“ war, sondern eine Art, meine Geschichte aufrechtzuerhalten: ein zerbrochener Spiegel, zusammengesetzt aus Bruchstücken von Szenen.

Auf meine eigene Wahrheit aufzeigen

Anfangs sprach ich zwar, hörte aber nicht zu. Ich wiederholte mein Drehbuch: „Man hat mir das angetan, man hat mich im Stich gelassen, man hat mich ausgenutzt.“ Irgendwann begann die analytische Arbeit, mir etwas anderes aufzuzeigen: dass diese Wahrheit ebenfalls ein Phantom, eine Konstruktion war. Es ist nicht so, dass das, was passiert ist, nicht passiert wäre, sondern dass ich es immer aus derselben Perspektive betrachtete.

In der Psychoanalyse bedeutet «aufzeigen» nicht, dem anderen eine Wahrheit aufzuzwingen. Es bedeutet, zu begleiten, damit sich im Sprechen etwas offenbart, wenn man in der Lage ist, es zu ertragen. Mir wurde nach und nach bewusst gemacht, dass ich ohne Körper gelebt hatte,

dass ich ihn in den Dienst meines eigenen Genießens und des Genießens anderer gestellt hatte, dass meine Seele schmerzte, weil ich mich selbst außen vor ließ. Es war keine Diagnose; es ging darum, in meinen eigenen Worten zu begreifen, wie ich mir diese Geschichte zurechtgelegt hatte, um mein Verharren im Unbehagen zu rechtfertigen.

Die Nacht, die Misshandlungen und der Körper ohne Besitzerin

In meiner Erinnerung gibt es eine prägende Szene: die Nacht der Dunkelheit. Ich war vier oder fünf Jahre alt und wachte an einem riesigen, unbekannten, dunklen Ort auf. Ich weinte, schrie, und niemand kam. Dieses Gefühl, allein in der Dunkelheit zurückgelassen worden zu sein, begleitet mich noch immer bei Entscheidungen, in meinen Momenten der Einsamkeit, in diesen inneren Nächten, in denen ich nicht weiß, wo ich bin.

In dieser Einsamkeit wurde mein Körper für andere verfügbar. Der Onkel, der meinen kleinen Körper für seine Lust benutzte; der Stumme, der mir folgte, mich verfolgte, mich von oben aus dem Badezimmer beobachtete und mich eines Tages beinahe durch Erhängen umbrachte; der Onkel, Vaterfigur und Missbraucher, der meine Jungfräulichkeit nahm und mich danach jahrelang verfolgte. Die Großmutter, die mir beibrachte, dass eine Umarmung keine Art der Liebe sei, dass Lügen und Stehlen „ganz normal“ seien. All das führte dazu, dass mein Körper sich als Objekt, als Ding etablierte. Nicht als Ort für mich selbst.

Ich wiederholte mit verschiedenen Personen dieselbe Szene: Jemand nimmt sich meinen Körper, ich habe niemanden, an den ich mich wenden kann, es gibt kein Wort, das mir Halt gibt. Das wurde zu einer Art, in der Welt zu sein.

Die Mutter, der Sarg und die Flucht als Lösung

Meine Mutter lebte immer am Abgrund: Sie wäre bei meiner Geburt beinahe gestorben, vergiftete sich, trank sich in den Ruin, arbeitete mit Drogenhändlern zusammen, überquerte die Grenze durch das Loch. Ihre Lebensweise war eine Art, mit dem Tod zu flirten.

Sie kehrte 1985 in einem goldenen, wunderschönen, luxuriösen Sarg nach Kolumbien zurück. Dort sah ich sie ankommen, nicht mehr so schön wie damals, als sie fortging. Als ich die Psychoanalyse kennenlernte, konnte ich etwas erkennen: Meine Mutter ging ihr eigenes Risiko ein, ein Risiko auf den Tod. Ich hingegen entschied mich, ohne es zu wissen, in diesen Sarg zu steigen, um ihr zu folgen.

Nach ihrem Tod begann ich, in Krämpfe zu verfallen. Ich verkaufte die einzige Immobilie, die auf ihren Namen lief, zahlte meiner Großmutter das, was sie mir für „die Erziehung“ in Rechnung gestellt hatte, und entfernte mich immer weiter. Ich floh vor dem Onkel, dem Jäger, vor der Familie, die mich zurückforderte, vor dem Stiefvater, der mir gesagt hatte, er könne mich heiraten. Damals begann meine große Spezialität: die Flucht vor mir selbst.

Die Flucht wurde zu einer Art automatischer Lösung: Bevor sich etwas konkretisierte, floh ich; bevor etwas stabil wurde, sabotierte ich es. Dieser Mechanismus begleitete mich jahrelang – in der Liebe, bei der Arbeit, bei meinen Projekten.

Das Kind, das nicht geboren wurde, das Unbehagen und das Genießen

Mitten in all dem wurde ich schwanger von einem Mann, der immer wieder dasselbe Muster zeigte: betrunken, außer Kontrolle, unter Drogen – ganz ähnlich wie mein Stiefvater. Die Schwangerschaft war ein Moment, in dem sich das Genießen vollendete: „Da ist es, die Geschichte erfüllt sich.“ Wir beschlossen, die Schwangerschaft abzubrechen.

Mit dieser Abtreibung habe ich nicht nur eine Schwangerschaft beendet. Ich fing an, fast alles abzutreiben, was sich mir in Form von Sehnsucht näherte: Partner, Projekte, Möglichkeiten. Ich wurde krank, arbeitete ununterbrochen, sorgte dafür, mit niemandem zusammen zu sein, der eine Bindung bedeutete. Ich wurde zur „Geliebten“: ein Ort, der wehtat, den ich aber kannte. Das Unbehagen war meine Komfortzone. Ich zog das Bekannte, das wehtat, einer Liebe vor, mit der ich nicht umzugehen wusste.

Koordinaten, um mich zu verorten

Auf meinem Weg durch die Analyse hörte ich immer wieder Begriffe, die mich beschrieben: obsessiv, hysterisch. Zunächst klangen sie wie Etiketten. Später erkannte ich sie als Koordinaten, als Möglichkeiten, zu verorten, wo ich mir selbst gegenüber dem anderen, dem Wunsch, dem Körper stehe.

Diejenige, die alles unter Kontrolle haben will, die vorwegnimmt, die ganze Szenarien durchspielt, bevor etwas passiert, um nicht überrumpelt zu werden. Diejenige, die unzufrieden lebt, die immer etwas findet, das fehlt, die Szenen inszeniert, um den eigenen Wunsch und den des Anderen zu hinterfragen, und sich gleichzeitig auf Distanz hält. Es ist nicht so, dass ich nur das „bin“, aber diese Formen des Genießens, des Verstrickens, tauchen auf.

Die Psychoanalyse ist nicht gekommen, um irgendetwas davon auszulöschen. Sie hat mir geholfen, meine Formen des Genießens zu erkennen, Verantwortung dafür zu übernehmen und mich manchmal dafür zu entscheiden, nicht bis auf den Grund des Lochs zu gehen. Kurieren bedeutet für mich, dass das Symptom weniger wehtut, dass es mich nicht mehr so sehr mitreißt, dass ich es auf andere Weise nutzen kann.

Zwischen dem Wunsch und meiner Erfindung, lebendig zu sein

Mit der Zeit hat mir die Analyse etwas Einfaches und zugleich sehr Schwieriges gezeigt: Nicht alles im Leben muss wehtun, damit es wertvoll ist. Dass Leiden keine Medaille ist. Ich

habe begonnen, Funken des Wunsches zu erkennen – nicht zu verwechseln mit Opferbereitschaft. Momente, in denen ich, anstatt etwas zu ruinieren, das gut lief, noch ein wenig länger geblieben bin und eine andere Herangehensweise ausprobiert habe.

Meine Vorstellung davon, „am Leben zu sein“, besteht darin, meine Bedeutungen zu verändern. Dieser Satz meiner Mutter: „Komm mir bloß nicht mit diesem Bauch voller kleiner Knochen“, der meine Beziehung zur Mutterschaft geprägt hat, kann ich heute anders hören. Nicht als in Stein gemeißeltes Schicksal, sondern als Worte, die zwar Schaden angerichtet haben, die ich aber nun mit anderen Bedeutungen umrahmen kann.

Ich habe verstanden, dass ich keine Ausnahme bin, dass es viele Leben gibt, die von schweren Schicksalsschlägen geprägt sind. Das spielt meine eigene Geschichte nicht herunter, aber es befreit mich aus der Rolle des einzigen Opfers. Heute kann ich sagen, dass ich weder Hass noch Angst noch Wut mehr brauche, um zu existieren. Und dass es, auch wenn noch Reste von Unbehagen bestehen, nun auch eine andere Perspektive gibt.

„Empresa Viva“: Ein Unternehmen, das pulsiert

Jahrelang war die Arbeit mein Leben. Meine früheste Form der Selbstfindung bestand darin, schon in jungen Jahren Verantwortung für mich selbst zu übernehmen: Ich traf Entscheidungen auf eigene Faust, konzentrierte mich auf Studium und Arbeit und baute mir eine starke Identität als Fachkraft für Arbeitssicherheit und Gesundheitsschutz auf. Darin fand ich einen Ort, von dem aus ich der Welt antworten konnte: „die, die Probleme löst“, „die, die stützt“, „die, die es schafft“, „die, die es doch geschafft hat“.

Doch mein Körper forderte seinen Tribut: Schlaflosigkeit, Erschöpfung, Angstzustände, tiefe Traurigkeit. Nach außen hin sah man mich als erfolgreich an; innerlich war ich am Boden zerstört, mein Unterbewusstsein schrieb sich immer weiter ein, ich fand keine Ruhe. Ich suchte Hilfe bei alternativen Therapien, spirituellen Praktiken, Schamanen und Astrologie. Etwas bewegte sich zwar, aber der Kern blieb intakt. Bis er eines Tages völlig zerbrach: Ich stand ohne Unternehmen da, ohne feste Arbeit, ohne klare berufliche Identität, ohne einen Partner, mit dem ich mein Leben teilen konnte.

Die Psychoanalyse hat mir nicht die alte Liliana zurückgegeben, sondern mir geholfen zu erkennen, was ich jetzt mit all dem anfangen wollte. Ich begann zu erkennen, dass ich aus einer anderen Perspektive in meinen Beruf zurückkehren konnte – nicht nur aus einem Gefühl von Anspruch und Opferbereitschaft heraus, sondern mit etwas mehr Lebensfreude. Ich hatte bereits an „Empresa Viva“ gearbeitet, aber durch die Psychoanalyse habe ich verstanden, dass es nicht nur ein Unternehmen ist: Es ist ein Name, ein Signifikant, der meine Geschichte, mein Wissen und eine neue Art, in der Welt zu stehen, miteinander verknüpft. Es ist meine

Art zu sagen: Ich will nicht, dass das Leben nur aus Durchhalten besteht; ich will, dass ich einen Verknotung bilden kann.

Ich arbeite heute mit der Vorstellung, dass es in Unternehmen Körper und Geschichten gibt – dass hinter einer Fehlzeitenquote jemand steht, der nicht mehr kann, dass hinter einem Unfall ein Körper stehen kann, der in den Dienst von etwas gestellt wurde, das man nicht benennen konnte. Die Psychoanalyse hat mich gelehrt, dass man immer etwas für den anderen tun kann, dabei aber die Einzigartigkeit – meine eigene und die der anderen – respektieren muss. Das versuche ich bei „Empresa Viva“: niemanden zu retten, sondern Bedingungen zu schaffen, damit jeder sein eigenes Arbeitsleben ein wenig besser leben kann. Arbeitssicherheit und Gesundheitsschutz, aus dieser Perspektive betrachtet, bedeuten nicht mehr nur die Einhaltung einer Vorschrift: Sie sind eine Form, dem anderen Raum zu geben. Wenn ich heute mit einem Satz schließen müsste, würde ich sagen: Ich war tot, ohne es zu wissen; ich habe mir tausend Wege ausgedacht, um im Unbehagen weiterzumachen, aber jetzt wette ich darauf, lebendig zu sein.

Und dabei halte ich mich an ein Wort, an das mich mein Analytiker Yoanny Rendón erinnert: *Lili(ama) - Lili(liebt)*.

Denn auch wenn ich bei meiner Geburt mehr vor Angst als vor dem Wunsch zu atmen geweint habe, entscheide ich mich heute dafür, mit dem zu atmen, was ich habe: einen Vornamen, einen Körper, den ich endlich als meinen eigenen zu erkennen beginne, und ein Unternehmen, das pulsiert.

Liliana Ortiz

Vom Monster zum Leben: Psychoanalyse, Wissen und Lehrtätigkeit als einzigartige Erfindung. Von Sebastián Franco.

Abstract

Dieser Text ist eine Reflexion über meine Beziehung zur Psychoanalyse, ausgehend von einer subjektiven Erfahrung, die lange Zeit von einer brutalen Art geprägt war, mich selbst als Monster zu bezeichnen und mich auch so zu fühlen – nicht als Fabelwesen, sondern als Bezeichnung für das Gefühl der Fremdheit gegenüber mir selbst, meinem Körper, meinem Wunsch und meiner Art, in der Welt zu sein. In dieser Bezeichnung verdichteten sich Scham, Nicht-Begegnung, Leiden und das anhaltende Gefühl, nicht in die sozialen und subjektiven Ideale zu passen, die das Leben organisieren.

In diesem Zusammenhang wirkte die Begegnung mit der Psychoanalyse wie die Öffnung eines Raums, in dem mein Leiden hinterfragt werden konnte und in dem es mir die analytische Erfahrung ermöglichte, diese demütigende Identifikation mit dem Monster nach und nach zu verschieben – nicht, um sie vollständig auszulöschen, sondern um ihre Logik, ihre Funktion und ihren Platz in meiner Geschichte zu verstehen. So eröffnete sich mir die Möglichkeit der Erfindung: der Übergang von einer zerstörerischen Bezeichnung hin zu einer lebenswerteren Beziehung zur Existenz.

Auf diesem Weg haben Wissen und Lehrtätigkeit eine entscheidende Rolle gespielt: Einerseits war Wissen nicht mehr nur Zuflucht oder Anspruch, sondern wurde auch zu einem Weg der Aufarbeitung und der Bindung, und die Lehrtätigkeit erwies sich ihrerseits als eine einzigartige Form der Weitergabe, des Wunsches und des Bekenntnisses zum Leben. Dieser Vortrag möchte aufzeigen, wie die Psychoanalyse in meinem Fall nicht das Verschwinden des Unbehagens ermöglichte, sondern den Aufbau einer anderen Art, mich selbst zu leben, zu lehren und zu wünschen.

Einleitung

Als ich mit diesem Text begann, dachte ich, dass es ein großes Risiko birgt, aus persönlicher Erfahrung über die Psychoanalyse zu sprechen: den Schmerz in ein Geständnis zu verwandeln oder ihn auf eine Biografie zu reduzieren. Für mich bedeutet es in meinem Prozess jedoch auch eine zutiefst menschliche und ethische Möglichkeit, meine subjektive Erfahrung in Reflexion, in Worte und in Verständnis zu verwandeln. Ich werde also nicht vorgeben, aus der Perspektive eines Kliniklers oder eines Spezialisten für psychoanalytische Theorie zu sprechen, denn das bin ich nicht, sondern aus der Erfahrung einer Person, die in der Analyse einen Raum gefunden hat, um sich mit schwierigen Fragen über Liebe, Leere, Zwang, Identität und die Art und Weise, wie man sein Leben gestaltet, auseinanderzusetzen. Lange Zeit glaubte ich, dass Leid durch Leistung, berufliche Anerkennung, unmittelbares

Vergnügen oder ständige Ablenkung vermieden werden könne, doch die Psychoanalyse konfrontierte mich mit vielen unbequemen Wahrheiten, insbesondere mit einer: Oftmals war es gerade das, wovor ich floh, was letztendlich still und leise mein Leben bestimmte.

Der Mangel und der Beginn einer Suche

Ich kam zur Psychoanalyse zu einem Zeitpunkt, an dem ich das Gefühl hatte, die Liebe zu verlieren, oder vielleicht noch tiefergehend: an dem ich das Gefühl hatte, mich nie wirklich geliebt gefühlt zu haben, und an dem ich mich selbst als Monster bezeichnete. Im Laufe der Analyse wurde mir klar, dass sich ein großer Teil meines Lebens um einen schwer zu benennenden Mangel zu drehen begonnen hatte, ein ständiges Gefühl der Leere, des Nicht-ganz-dazugehörens, des Nicht-ausreichend-Seins und des ständigen Bedürfnisses, von anderen ausgewählt zu werden. Meine Familiengeschichte war geprägt von Abwesenheit und Zerrissenheit; meine Eltern waren sehr jung und lebten nie als Paar zusammen, sodass ich, soweit ich mich daran erinnern kann, während meiner Kindheit zwischen verschiedenen Haushalten hin- und herpendelte: bei den Großeltern väterlicherseits, bei den Großeltern mütterlicherseits und später hauptsächlich bei meiner Mutter, da mein Vater nie eine feste Größe in meinem Leben war. Jahre später erfuhr ich zudem von der Existenz einer Schwester und beobachtete später, wie es meinem Vater doch gelang, ein Zuhause und eine Familie aufzubauen, in der er tatsächlich die Rolle des Vaters einnahm.

Die Analyse führte mich dann zu einer zutiefst unangenehmen Frage: Wie sehr hatte sich mein Leben um das Bedürfnis gedreht, mich auserwählt zu fühlen? Sigmund Freud wies in seiner „Einführung in den Narzissmus“ (1914) darauf hin, dass ein Großteil des menschlichen Leidens mit primären narzisstischen Verletzungen zusammenhängt, d. h. mit frühen Erfahrungen von Anerkennung, Liebe und Ich-Bildung; somit muss das Subjekt nicht nur biologisch existieren, sondern sich auch symbolisch durch das Begehren des Anderen bestätigt fühlen. Und als ich meine Vergangenheit betrachtete, dachte ich, dass viele meiner Verhaltensweisen wie verzweifelte Versuche wirkten, diese ursprüngliche Leere zu füllen.

Der Zwang als Art, die Leere zu füllen

Viele Jahre lang drehte sich mein Leben um zwanghafte Verhaltensmuster: Drogenkonsum, sexuelle Hyperverfügbarkeit, die ständige Suche nach Bestätigung und das Bedürfnis, jede tiefgehende Begegnung mit mir selbst zu vermeiden. Die Momente größter Angst traten besonders dann auf, wenn es nichts zu tun gab, wenn Stille oder Ruhe einkehrten, und dann dienten zwanghafter Sex, Drogenkonsum und die ständige Suche nach Intensität oft als Versuche, diese Schwere zu betäuben. In meinem Prozess hörte ich den Satz: „Das Begehren des Menschen ist das Begehren des Anderen“ – Jacques Lacan. Und diese Idee fand bei mir großen Anklang, denn ich begann mich zu fragen und zu versuchen zu verstehen, wie sehr

mein Leben darauf ausgerichtet war, begehrt, anerkannt oder von außen bestätigt zu werden, da ich das Gefühl hatte, nicht nur nach Lust zu suchen, sondern nach der Bestätigung meiner Existenz.

Das Problem des Zwangs besteht jedoch darin, dass er das, was er zu füllen versucht, niemals endgültig ausfüllen kann; im Gegenteil, er verstärkt oft die Leere, die er zu vermeiden versucht. Freud beschrieb dieses Phänomen in *Jenseits des Lustprinzips* (1920) anhand des Konzepts des Wiederholungszwangs: Das Subjekt wiederholt schmerzhaft Szenen, Beziehungen und Verhaltensweisen, selbst wenn diese Leid verursachen, und meiner Erfahrung nach wiederholte ich oft Dynamiken, die meine Gesundheit, mein Selbstwertgefühl und meine Beziehungen beeinträchtigten, obwohl ich mir ihrer Folgen rational bewusst war. Und vielleicht war es besonders schmerzhaft zu entdecken, dass viele der Strategien, die ich anwandte, um mich lebendig zu fühlen, gleichzeitig mein Leben zerstörten.

Der scheinbare Erfolg und das unsichtbare Leiden

Während mein Privatleben Phasen der Zersplitterung und Selbstzerstörung durchlief, gab es einen anderen Teil von mir, der weiterfunktionierte; inmitten all dieses Chaos gab es etwas, das nie ganz verschwand: das Lehren. Und mit der Zeit bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass das Lehren, das Begleiten von Studierenden und das Gefühl der Verantwortung für menschliche und akademische Prozesse in vielerlei Hinsicht eine Art waren, mich im Leben aufrechtzuerhalten, als andere Teile von mir zutiefst zerrissen waren. Denn selbst in den Momenten, in denen ich mich verloren, leer oder selbstzerstörerisch fühlte, gab es immer noch einen Teil von mir, der in der Lage war, eine Vorlesung vorzubereiten, auf eine Nachricht zu antworten, einem Studierenden zuzuhören oder sich aufrichtig für das Wachstum anderer einzusetzen. Und das berührt mich immer wieder, denn es bedeutet, dass selbst inmitten des Leidens etwas in mir war, das sich weiterhin für das Leben, das Wissen und die zwischenmenschliche Verbundenheit einsetzte. Oft denke ich, dass mich die Lehre gerettet hat, weil sie mich dazu zwang, ständig aus mir selbst herauszutreten, ohne dabei die Verbindung zu etwas zutiefst Menschlichem zu verlieren. Im Lehrsaal fand ich Anerkennung, ja, aber auch Sinn. Ich fand Menschen, die mir vertrauten, Studierende, die in meinen Worten Wert sahen, selbst wenn ich ihn in meinem Privatleben selbst nicht erkennen konnte, und vielleicht wurde das Unterrichten deshalb zu mehr als nur einem Beruf; es wurde zu einem symbolischen Ort, an dem ein gesunder Teil von mir weiterbestand.

Donald Winnicott sprach davon, wie wichtig es ist, Räume zu finden, in denen man sich selbst als echt und kreativ empfinden kann; ich glaube, für mich war das Lehren oft genau das: ein Raum, in dem ich, auch wenn ich innerlich zerbrochen war, dennoch Sinn, Fürsorge und Präsenz für andere schaffen konnte.

Die Analyse half mir jedoch, etwas Grundlegendes zu verstehen: dass äußere Anerkennung inneres Leiden nicht unbedingt löst, und obwohl es mir oft gelang, mich erfolgreich an äußere Anforderungen anzupassen, blieb ich innerlich von mir selbst abgekoppelt. Oft fühlte ich mich genau so, nach außen hin funktionsfähig und innerlich zutiefst zerbrochen.

Das Kind, das nicht wusste, wie man erwachsen wird

Eine der schwierigsten Erkenntnisse der Analyse war die Einsicht, dass ein Großteil meines Gefühlslebens nach wie vor von zutiefst kindlichen Prägungen bestimmt war. Ich wusste, wie man arbeitet. Ich wusste, wie man denkt. Ich wusste, wie man unterrichtet. Aber ich wusste nicht, wie ich für mich selbst sorgen sollte. Ich wusste nicht, wie ich mich selbst mit Liebe erfüllen sollte. Ich wusste nicht, wie ich allein sein konnte, ohne mich selbst zu zerstören. Ich wusste nicht, wie ich emotionale Stabilität aufbauen konnte. Die Analyse konfrontierte mich damals mit etwas Schmerzhaftem: Oftmals wartete ich weiterhin auf Liebe, Bestätigung und Fürsorge aus kindlichen Perspektiven, die niemals ganz befriedigt werden konnten. Und diese Verletzung zu verstehen bedeutete nicht, all meine Verhaltensweisen zu rechtfertigen, was im Rahmen des Prozesses wichtig zu erkennen war, denn bei der Analyse geht es nicht darum, ewig in der persönlichen Geschichte gefangen zu bleiben, sondern subjektive Verantwortung dafür zu übernehmen, was wir mit unserer Geschichte machen.

Die Psychoanalyse als Raum, um nicht mehr wegzulaufen

Für mich ist die Psychoanalyse kein Wundermittel, sie hat meine Widersprüche nicht beseitigt, mein Leben nicht perfekt gemacht; aber sie hat mir etwas zutiefst Wertvolles gegeben, an dem ich jeden Tag weiterbaue: einen Raum, um nicht mehr ständig vor mir selbst zu fliehen. Vielleicht war das eine der wichtigsten Veränderungen: langsam anzufangen, mich zu fragen, was ich mir für mein Leben wünsche, jenseits der Wünsche anderer. Die Analyse zwang mich, mich mit schwierigen Fragen auseinanderzusetzen: Wer bin ich, wenn ich aufhöre, der Bestätigung hinterherzulaufen? Was bleibt übrig, wenn der Zwang verschwindet? Wie kann ich ein Leben aufbauen, das weniger um die Leere herum organisiert ist?

Und schon in „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930) wies Freud darauf hin, dass menschliches Leiden niemals vollständig verschwindet, da es ein struktureller Bestandteil der Existenz ist. Dennoch kann die Analyse die Beziehung verändern, die das Subjekt zu diesem Leiden hat. Und ich glaube, dass mein Leiden niemals vollständig verschwinden wird, es ist Teil meiner Existenz, Teil der Existenz aller. Ich habe kein absolutes Glück gefunden, aber ich habe mehr Bewusstsein, mehr Ehrlichkeit, weniger Selbsttäuschung und nach und nach weniger Gewalt gegen mich selbst gefunden. Heute verstehe ich, dass die Psychoanalyse, zumindest nach meiner Erfahrung, kein Weg zur Erlösung oder zur Vollkommenheit war. Sie war vielmehr ein Raum, um über mich selbst nachzudenken, meine

Brüche zu benennen, meine Wiederholungsmuster zu verstehen und zu versuchen, ein Leben aufzubauen, das weniger um Zwang und Flucht herum organisiert ist. Vielleicht bin ich deshalb weiterhin in Analyse und verstehe auch, wenn ich davor fliehe. Nicht, weil ich hoffe, jemand völlig Gelöster zu werden, sondern weil ich immer noch etwas lernen möchte, was ich viele Jahre lang nicht wirklich wusste: wie ich bei mir selbst bleiben kann, ohne mich selbst zerstören zu müssen, um etwas zu fühlen.

Der Vater, den ich nie kennengelernt habe. Vortrag zum Buch: „Padre“. Carlos Jaramillo.

Bevor ich beginne, möchte ich den Herren Yoany und Andrés für die Einladung danken, diesen Vortrag zum Buch „Vater“ mit Ihnen zu teilen.

Der Titel des Vortrags lautet: „Der Vater, den ich nie kennengelernt habe. (Von der Leere der Verwaisung zur Umarmung des Vaters).“

In diesem Vortrag werde ich nicht nur als Theologe oder Pastor über die Vaterschaft Gottes sprechen, sondern

auch als ein Mann, der zutiefst von der Abwesenheit eines Vaters geprägt ist.

Über die Vaterschaft Gottes zu sprechen, war für mich nie eine rein dogmatische Angelegenheit. Es war etwas zutiefst Persönliches.

Ich wurde 1960 geboren. Zwei Jahre später starb mein Vater bei einem Flugzeugabsturz. Er war Pilot, und sein Leichnam

blieb für immer im Darien-Korridor zurück.

Seine Abwesenheit prägte mein ganzes Leben. Ich wuchs umgeben von der Liebe meiner Mutter und meiner beiden

jüngeren Schwestern auf, und obwohl einige Onkel versuchten, diese Lücke irgendwie zu füllen,

blieb doch immer eine stille Leere in mir zurück: das Fehlen eines Vaters.

Mit der Zeit habe ich verstanden, dass Verwaistsein nicht immer physischer Natur ist. Manchmal ist sie emotional, spirituell und affektiv.

Man kann mit dem Gefühl aufwachsen, geliebt zu werden, und dennoch die Abwesenheit einer männlichen Bezugsperson

spüren, die umarmt, bestärkt, beschützt und segnet.

Vielleicht habe ich deshalb schließlich Luftfahrt studiert, in dem Versuch, der Welt meines Vaters irgendwie näherzukommen. Später studierte ich Theologie und war fünfundzwanzig Jahre lang Pastor. Und obwohl ich über Gott predigte, gab es eine Wahrheit, die erst nach langer Zeit von meinem Verstand in mein Herz gelangte: Gott wollte nicht als Richter, sondern als Vater mit mir in Beziehung treten.

Meine religiöse Prägung war zutiefst fundamentalistisch. Ich lernte viel aus der Bibel, wuchs aber auch mit verzerrten Bildern von Gott auf: einem wachsamem, strafenden, zornigen, züchtigenden und moralistischen Gott, der mein Verhalten ständig bewertete. Die Angst war stärker als das Vertrauen, und die Schuldgefühle stärker als die Ruhe.

Als ich einmal das Johannesevangelium studierte, entdeckte ich etwas Umwälzendes: Jesus kam nicht, um von einem souveränen, herrlichen und allmächtigen Gott zu sprechen; er kam, um uns zu zeigen, wie sein Vater ist.

Das Johannesevangelium ist durchzogen vom Wort „Vater“. Von all den Stellen im Neuen Testament, an denen Jesus Gott als Vater bezeichnet, findet sich eine besonders große Konzentration gerade im Johannesevangelium. Dies lässt uns erkennen, dass die Beziehung zwischen Jesus und dem Vater den Kern

des Evangeliums selbst bildet.

Jesus kam, um den Vater zu erklären. Um ihn zu offenbaren. Um ihn unserer Menschlichkeit zugänglich zu machen. Und er kam auch, um unsere religiösen Verzerrungen in Bezug auf Gott zu entkräften.

Viele von uns haben einen Gott kennengelernt, der aus Angst, Schuld und Scham konstruiert wurde. Doch im Johannesevangelium stellt Jesus einen nahen, mitfühlenden, liebevollen Vater dar, der sich zutiefst dem menschlichen Leben verpflichtet fühlt.

Jesus lebte aus einer Beziehung der Vertrautheit und des Vertrauens heraus. Er handelte nicht aus religiöser Angst, Dogmen oder Liturgien heraus, sondern aus der Gewissheit der Liebe des Vaters.

Und das wirkt zutiefst heilsam auf diejenigen, die wir in dem Bestreben aufgewachsen sind, uns die Liebe

Gottes zu verdienen.

Das Problem vieler religiöser Systeme ist, dass sie Gott eher zu einem moralischen Aufseher als zu einem liebevollen Vater machen. Doch Jesus stellte den Vater niemals als himmlischen Tyrannen dar. Er zeigte ihn, indem er Füße wusch, sich Sündern näherte, verletzte Frauen wiederherstellte, Menschenmengen speiste und angesichts menschlichen Leids weinte.

Diese Wahrheit stellt all unsere falschen Vorstellungen von Gott in Frage. Denn wenn wir wissen wollen, wie Gott ist, müssen wir auf Jesus schauen.

Jesus hat niemals die Schwachen gedemütigt, niemals die Gebrochenen zurückgewiesen und niemals Angst, Schuld oder Scham benutzt, um Menschen zu kontrollieren.

Jahrelang habe ich Gläubige beobachtet, die eine verwaiste Spiritualität lebten. Sie kannten Lehren, aber keine Ruhe. Sie kannten Bibeldverse, aber keine Vertrautheit. Sie fürchteten die göttliche Strafe, genossen aber nicht die Zärtlichkeit des Vaters.

Geistliche Verwaisung bringt unsichere Gläubige hervor, die von religiöser Anerkennung abhängig und in moralischer Leistungsorientierung gefangen sind. Doch Jesus kam gerade, um diesen Zustand zu heilen.

Jesus stellt sich als der gute Hirte dar, nicht als Aufseher oder geistlicher Henker. Er sagt, dass seine Schafe seine Stimme hören und ihm folgen, weil sie ihn kennen. Da herrscht Beziehung, Nähe und Vertrauen.

Es gibt Worte Jesu, die mich immer wieder tief bewegen: „Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen.“

Oft denke ich, dass dieser Satz nicht nur eine doktrinaire, sondern auch

eine existenzielle Bedeutung hat. Jesus weiß, was das Gefühl der Verlassenheit hervorruft. Und deshalb verspricht er die Gegenwart des Heiligen Geistes als Begleitung, Trost und Beständigkeit.

Der christliche Glaube besteht nicht einfach darin, Gebote zu befolgen; er besteht darin, in die

Beziehung einzutreten, die Jesus zum Vater hat. Für unseren Vater ist nicht das Tun das Wichtigste, sondern das Sein.

Jesus möchte, dass seine Jünger an derselben Liebe teilhaben, die zwischen ihm und dem Vater besteht. Jesus

sagte: „Damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen sei.“

Jesus spricht nicht in erster Linie von Religion, noch von Glaubensbekenntnissen oder dogmatischen Bekenntnissen. Er spricht von Liebe. Er stellt moralische Vollkommenheit nicht als Bedingung für die Annahme dar. Er spricht von einer Beziehung, die auf Gnade, Nähe und Gemeinschaft beruht.

Eines der großen Probleme des modernen Christentums ist, dass viele Gott als System kennen, aber nicht als Vater.

Deshalb habe ich das Buch „VATER“ geschrieben: Die Beziehung Jesu zu seinem Vater im Johannesevangelium.

Ich habe es nicht nur als Theologe geschrieben, sondern auch als Waise. Als jemand, der jahrelang nach Bestätigung, Anerkennung und Sinn gesucht hat. Als jemand, der langsam – sehr langsam – entdeckt hat, dass Gott nicht einfach die Abwesenheit meines irdischen Vaters ersetzen wollte, sondern die Wunden heilen wollte, die diese Abwesenheit in meinem Leben hinterlassen hatte.

Gottes Vaterschaft beseitigt den menschlichen Schmerz nicht auf magische Weise, aber sie verwandelt unsere Identität. Sie befreit uns davon, aus Angst zu leben. Sie lässt uns zur Ruhe kommen. Sie lehrt uns, dass wir keine fehlerhaften religiösen Projekte sind, sondern geliebte Kinder.

Und ich glaube, das ist eines der tiefsten Bedürfnisse unserer Zeit.

Wir leben umgeben von erfolgreichen, aber emotional verwaisten Menschen.

Menschen, die voller religiöser Informationen sind, aber leer an spiritueller Zuneigung.

Menschen, die aus Angst beten, nicht gut genug zu sein.

Das Johannesevangelium lädt uns ein, zum Zentrum zurückzukehren: zum Vater, der sich in Jesus offenbart hat.

Nicht zu einem Gott, der davon besessen ist, zu verurteilen, sondern zu einem Vater, der sich der Wiederherstellung verschrieben hat.

Nicht zu einem kosmischen und distanzierten Richter, sondern zu einer nahen und liebevollen Gegenwart.

Vielleicht ist die große Tragödie vieler Gläubiger, dass sie das Christentum kennen, ohne jemals die Umarmung und den Kuss des Vaters erlebt zu haben.

Und vielleicht besteht die große Aufgabe der Kirche heute nicht darin, religiösere Menschen hervorzubringen, sondern Söhne und Töchter, die aus der Geborgenheit der Liebe Gottes heraus leben.

Denn letztendlich lässt sich die zentrale Botschaft des Johannesevangeliums so zusammenfassen:

Jesus kam, um die Waisen zurück ins Haus des Vaters zu bringen.

GEDICHT

EIN AUSSTEHENDER ABSCHIED.

Lebst du noch immer auf dem Hügel „La Cruz“?
Manchmal wollte ich dich besuchen,
aber man sagte mir, es sei sehr gefährlich, dorthin zu gelangen.
Nun sind schon 63 Jahre vergangen, und ich glaube, ich habe nicht mehr die Kraft, zum
Kreuz hinaufzusteigen.
Deine Stimme verstummte von einem Moment auf den anderen.
Ich habe dich nie wieder gehört. Ich habe nichts verstanden.
Ich habe dich einige Monate lang vermisst, bis deine Abwesenheit zur Gewohnheit wurde
und dein Schweigen erdrückend.
Ich habe gelernt, so zu leben.
Wer hat deinen Körper bedeckt?
Wer hat ein Abschiedsgebet gesprochen?
Wer hat eine Kerze angezündet?
Wer hat dir gesagt: „Ruhe in Frieden“?
Hat man dir Blumen gebracht?
Der Dunst des Dschungels benetzte jeden Morgen deinen Körper,
und nachts, während du schliefst, schirmten dich die Bäume ab.
Du bliebst dort als Teil dessen, was du am meisten geliebt hast: der wilde Dschungel von
Darien.
An jenem triumphalen Sonntag schlossest du für immer die Augen,
während sich das Aluminium der DC-3 zwischen den Felsen verbog.
Wir werden uns in der Gemeinschaft mit Dem wiedersehen, der auf dem Schädelberg starb
und ebenfalls an ein Kreuz genagelt wurde.

Vom Wunsch des anderen zum eigenen Wunsch: ein Weg, der zum Leben führt. Von María Camila Rendón.

Die Entscheidung für mein eigenes Verlangen war zweifellos mein treffsicherstes und entschlossenstes Bekenntnis zum Leben. Die Entscheidung, das Verlangen des anderen hinter mir zu lassen, hat es mir ermöglicht, das Leben nicht nur zu sehen, sondern einen Weg zu schaffen, der mich zu ihm führt, und es in Fülle zu leben, ganz ich selbst, befreit von Ängsten und Erwartungen, ohne Lasten und vor allem ohne Schmerz, körperlich und seelisch.

Heute beschreite ich einen Weg, der Verzicht mit sich gebracht und Angst sowie Unsicherheit ausgelöst hat, aber auch Gewinne, Erfolge und unzählige Lernerfahrungen hinterlassen hat, durch die ich das entdeckte und finde, was mir immer gefehlt hat: mein eigener Wunsch.

Der Weg begann mit dem Wunsch, herauszufinden, was mir fehlte, das, was mich daran hinderte, mich erfüllt und glücklich zu fühlen, obwohl ich „alles“ hatte: ein „perfektes“ Leben, in den Augen der Welt, mit einer funktionierenden Familie, einem Hochschulabschluss, der mir Status zu verleihen schien, einer festen Anstellung fast auf Lebenszeit, einer gesicherten Zukunft durch die Wahl meines Berufs und obendrein Menschen um mich herum, die mir beibrachten, wie ich diese Chance, die nur wenige haben, „leben sollte“. Wenn also alles so perfekt und an seinem Platz war, was konnte dann schiefgehen? Warum dieses Gefühl der Leere? Warum so viele körperliche Beschwerden? Warum so viel Angst? Und die Antwort war einfach: Ich lebte weder für mich selbst noch aus eigenem Antrieb, es war nicht mein Leben, es war nicht mein Wunsch, sondern der Wunsch eines anderen, oder besser gesagt, der Wunsch der anderen, aber das wusste ich damals noch nicht und war weit davon entfernt, mir das auch nur vorstellen zu können.

Das zu verstehen, aber vor allem mir dessen bewusst zu werden, hat Zeit gebraucht – Monate, die heute schon Jahre sind – und mir viel abverlangt. Und ich spreche nicht von einem finanziellen Preis, sondern von einem emotionalen Preis. Denn ja, die Entscheidung und der Wille, die Familiengeschichte zu ändern und die berühmten „Generationsketten“ zu durchbrechen, kosten viel, und zwar sehr viel: Verzicht, Veränderungen, Grenzen und Entscheidungen, die nicht nur mir Unbehagen bereiteten, sondern auch anderen, mich zur Zielscheibe von Kritik machten und spürbare Einstellungsänderungen hervorriefen. Doch ungeachtet der vergossenen Tränen und der durchlebten schweren Momente fand ich nach und nach das Licht auf dem Weg, auf MEINEM WEG. Ich entdeckte nach und nach, was mich wirklich glücklich machte und was nicht, was mir das gab, was mir fehlte, und was diese Leere noch vergrößerte, aber vor allem erkannte ich, was ich für mich wollte und was mein wahrer Wunsch war. Und heute kann ich es ganz klar sagen: Mein Wunsch war es, hinauszugehen und MEIN LEBEN zu leben.

Zweifellos hat dieses Licht, das meinen Weg erhellte, und noch immer erhellt, einen Namen, und dieser lautet Psychoanalyse; ein Licht, das, wie ich ohne zu zögern sage, MIR DAS LEBEN GERETTET HAT. Dank der Analyse kann ich mit absoluter Gewissheit sagen, dass es mir gelungen ist, mein Bewusstseinsniveau zu erhöhen, und dies hat mir ermöglicht, mich selbst so gut kennenzulernen, dass ich mein Denken, Fühlen und Handeln auf kohärentere Weise miteinander in Einklang bringen kann. Dies wiederum hat mir die Heilung von Körper und Seele erleichtert und mir die Kraft gegeben, jeder Prüfung des Lebens mutig zu begegnen, in dem Verständnis, dass alles einen Sinn hat und sich alles entsprechend dem eigenen Wunsch ausrichtet.

Und so kam es, dass ich vor etwas mehr als einem Jahr, in dem Bestreben, meinen Wunsch, den, den ich bereits zu spüren und zu erkennen begann, zu entdecken und zu leben, eine Reise antrat, die zwar voller Ängste, Zweifel und vieler unbeantworteter Fragen war, aber auch voller Hoffnung, Träume und eigener Sehnsüchte. Heute kann ich mit voller Gewissheit sagen, dass die Entscheidung, alles hinter mir zu lassen und fern von zu Hause von Null anzufangen, teilweise auf den Beruf zu verzichten, den ich liebe, und mich räumlich von meiner Familie und meinen Freunden zu entfernen, ohne zu wissen, wann ich sie wieder persönlich sehen könnte oder ob sie dann überhaupt noch am Leben sein würden, nicht nur die wichtigste, sondern auch die bedeutendste war, die mich Tag für Tag mehr bereichert als jeder berufliche Titel, mehr als viele Jahre Arbeit und mehr als jedes Erbe, denn sie hat es mir ermöglicht, mich selbst als Mensch und als Frau kennenzulernen und anzuerkennen.

Heute ist die Migrantin María Camila stolz darauf, wer sie ist und zu welcher Person sie geworden ist, auch wenn es ihr schwerfällt, ihre Erfolge anzuerkennen, und sie würdigt auch die großartige Leistung jener Frau, die mit Mut und Stärke beschlossen hat, ihrem Leben eine neue Richtung zu geben. Heute umarmt diese Camila die Camila der Vergangenheit und dankt ihr dafür, dass sie auf ihr Glück, ihr Leben und ihren Wunsch gesetzt hat ...

Perseus jagt Phantasmen. Vom Genießen zum Wunsch. Eine Erfindung für das Leben aus der Perspektive der Psychoanalyse. Von Julián José Loaiza.

Ich habe mich entschieden, diesen Vortrag „Perseus jagt Phantasmen“ zu nennen, weil ich viele Jahre lang das Gefühl hatte, mein Leben drehe sich um Phantasmen.

Phantasmen früher Verluste.

Phantasmen der Leere.

Phantasmen der Einsamkeit.

Phantasmen der Überarbeitung.

Phantasmen des Genießens.

Und ich glaube, dass mir die Psychoanalyse geholfen hat, etwas Grundlegendes zu verstehen:

Phantasmen verschwinden nicht vollständig ... aber wir können aufhören, von ihnen beherrscht zu leben.

Der Mythos von Perseus erscheint mir daher nicht nur als symbolischer Bezug, sondern als eine Möglichkeit, meine eigene Geschichte zu deuten.

Das erste Phantasma

Ich habe meinen Vater und meinen Bruder in jungen Jahren verloren.

Und wenn ein Verlust so früh im Leben eintritt, bleibt ein Teil des Subjekts zurück und versucht zu beantworten, wie es danach weiterleben soll.

Seltsamerweise arbeitete ich Jahre später ausgerechnet bei „El Hueco“.

Und für mich war das nie nur ein geschäftlicher Ort, es war auch ein Signifikant.

Als ob mein Leben mir ständig diese Verbindung zwischen Leere und Überleben vor Augen führen wollte.

Jtex entstand aus dieser Logik heraus entstanden

Textilien aus China zu importieren und zu vermarkten, war viel mehr als nur eine wirtschaftliche Tätigkeit.

Es war Bewegung.

Es war, mich selbst zu stützen.

Es war, etwas zu schaffen, um nicht zu fallen.

Es war eine Art, gegen etwas Inneres anzukämpfen, das ich nicht ganz benennen konnte.

Doch noch vor dem Unternehmen gab es die Geschichte meiner Eltern.

Lange Zeit drehte sich mein Leben vor allem um die Figur meiner Mutter, um ihre Stärke und ihre Fähigkeit, uns zu versorgen.

Doch im Laufe der Jahre habe ich etwas sehr Wichtiges verstanden:

Auch ich war von meinem Vater zutiefst gewollt worden. Und das hat die Art und Weise, wie ich meine eigene Geschichte zu deuten begann, völlig verändert.

Denn oft, wenn ein Verlust zu früh eintritt, wächst man auf und spürt eher die Abwesenheit als die Liebe, die einmal da war.

Und nach und nach gelang es mir, eine andere Version zu entwickeln:

nicht die eines verlorenen oder ausgelöschten Vaters,

sondern die eines Mannes, der mich zutiefst liebte und mir ein besseres Leben wünschte.

Mein Vater wurde so zu einer großen Quelle der Inspiration und der Selbstüberwindung.

Auch wenn er körperlich nicht mehr da war, blieb sein Einfluss in mir als stiller Antrieb zum Leben präsent.

Und daneben stand meine Mutter, die aus der Not eine Chance machte. Ich glaube, beide haben etwas tief in mir verankert:

die Vorstellung, dass das Leben auch eine Form ist, die Liebe zu ehren, die uns vorausging.

Reisen bedeutete für mich nie nur, Städte kennenzulernen.

Ich glaube, jahrelang bin ich auf der Suche nach einer Antwort gereist.

Jede Stadt schien mich mit etwas anderem zu konfrontieren:

Macht, Schönheit, Tod, Liebe, Sehnsucht, Einsamkeit.

Und nach und nach wurde mir etwas klar:

Man kann die ganze Welt bereisen und trotzdem weiter nach einem inneren Zuhause suchen.

Casa Perseo – Die Erfindung

Das Casa Perseo tauchte zu einem sehr wichtigen Zeitpunkt in meinem Leben auf.

Und mit der Zeit wurde mir klar, dass es nie nur ein Hotel war. Es war eine subjektive Erfindung.

Denn bis zu einem gewissen Grad war mein Leben vom Genießen bestimmt:

produzieren, arbeiten, bestehen,

überleben, ständig in Bewegung sein.

Aber Casa Perseo bringt etwas anderes ins Spiel:

den anderen zu beherbergen.

Raum zu schaffen.

Zu empfangen.

Zu beherbergen.

Und hier vollzieht sich eine sehr wichtige Verschiebung:

der Übergang vom Genießen zum Wunsche.

Der Mythos von Perseus begann tief in mir nachzuklingen.

Denn Perseus besiegt Medusa nicht, indem er sie direkt ansieht.

Er stellt sich ihr durch das Spiegelbild entgegen.

Und ich glaube, das hat einen enormen Bezug zur Psychoanalyse.

Es gibt Wahrheiten, denen man nicht direkt ins Auge sehen kann, ohne zu versteinern.

Sie müssen umschlossen werden.

– Gehört werden.

– Symbolisiert werden.

Lange Zeit lebte ich aus einer eher einsamen, defensiven, primären Haltung heraus

Und vielleicht repräsentiert Casa Perseo genau jenen Moment, in dem etwas vom Kopf der Medusa abfällt.

In dem es nicht mehr nur ums Überleben geht...

sondern darum, Leben aufzubauen.

Die Familie als neue Erfindung

Und dann taucht etwas Unerwartetes auf:

die Möglichkeit, eine Familie zu gründen.

Nicht nur als soziale Struktur, sondern als subjektive Erfindung. Unsere Beziehung war reiner Zufall – oder vielleicht auch nicht.

Denn wir sind uns gerade rund um Casa Perseo nähergekommen.

Luisa ist Architektin und Innenarchitektin. Und ich fand es schon immer zutiefst symbolisch, dass, während sie physische Räume gestaltet, sich mein Leben letztendlich auf die Gestaltung meines eigenen Inneren ausgerichtet hat. Sie arbeitet mit Formen, Licht, Raum und Struktur.

Und gemeinsam begannen wir, etwas Ähnliches im Leben aufzubauen.

Meine Kinder haben mein Verhältnis zur Zeit völlig verändert.

Man hört auf, nur für sich selbst zu leben.

Man beginnt sich zu fragen:

Was vermittelt man, was wiederholt man,

welche Wunden kann man heilen

und welche neuen Formen der Liebe kann man schaffen?

Die Psychoanalyse gab mir keine endgültigen Antworten.

Aber sie ermöglichte mir etwas Grundlegendes:

aufzuhören, ständig vor mir selbst zu fliehen.

Meine Geschichte auf eine andere Art und Weise hören zu können. Zu verstehen, dass sich sogar Schmerz in Erfindung verwandeln kann. Und vor allem die Bedeutung des Anderen zu begreifen. Denn kein Mensch bildet sich ganz allein heraus.

Perseus – Jäger der Phantasmen

Heute verstehe ich, dass es in „Perseo – Jäger der Phantasmen“ nicht darum geht, Phantasmen zu beseitigen. Es geht darum, zu lernen, anders mit ihnen zu leben. Es geht darum, von einem Leben, das ausschließlich auf das Überleben ausgerichtet ist, zu einem Leben überzugehen, in dem es auch noch Sehnsucht gibt.

Lange Zeit habe ich versucht, aus der Leere herauszukommen.

Aber vielleicht fand die wahre Verwandlung statt, als ich aufhörte, nur daran zu denken, herauszukommen,

und anfang, einen Ort zu schaffen, an dem auch andere Platz finden konnten.

Eine Familie, ein Zuhause, eine Erfindung des Lebens.

Vielleicht besteht die wahre Heldentat nicht darin, Monster zu besiegen.

Vielleicht besteht sie darin, den Schmerz in eine Möglichkeit zu verwandeln, zu LIEBEN

Der Weg aus der Dunkelheit. Von Katherin Vanessa Cardona.

Die Entscheidung, jedes Gefühl festzuhalten, jede Situation zu beschreiben – basierend auf einem Prozess, der manchmal von ein wenig Selbstbewusstsein geprägt war und in anderen Momenten einfach nur dem Erfüllen der Verpflichtungen folgte, die das Leben mit sich bringt.

Zu erkennen, dass man jahrelang nach gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Maßstäben gelebt hat; das führte dazu, dass ich den Erwartungen anderer entsprach, emotionale Strukturen aufrechterhielt und ihnen nachgab, auch wenn sie Schmerz verursachten ... Genau in diesem Moment tauchte der Gedanke an die Psychoanalyse auf, nach einer zufälligen Begegnung im Aufzug meines Wohnhauses ... Danke, Nidia, danke, du hast mich an jenem Sonntag gerettet.

Als Symptom tauchte das „zerknitterte Herz“ auf, das der Körper als Krankheit wahrnahm; natürlich fehlte mir damals die Sprache, um dies zu beschreiben. Angesichts der Schlafstörungen, des Gewichtsverlusts ohne ersichtlichen Grund und der Schwierigkeiten beim Essen war dies die Art und Weise, die der Körper fand, um zu schreien. Es war eine unterdrückte Sprache und zurückgehaltene Emotionen ... DER KÖRPER MUSSTE SPRECHEN, DENN DER VERSTAND BEFAND SICH IN EINER STILLE AUS VERWIRRUNGEN UND NUANCEN ...

Die Fortsetzung der Mutterfigur war präsent und durch eine Unendlichkeit besiegelt; in jenem Moment zerbrach der Verstand, weil die Vaterfigur verzerrt war, was sich auf jede Beziehung auswirkte.

Dieser Weg an der Seite von Yoa, meines Psychoanalytikers, hat es mir ermöglicht, die Vielfalt der Frauen zu entdecken, die in mir wohnen, die Verlassenheit und die Wiederholung unbefriedigender Bindungen zu erkennen, wirklich zu erkennen, was authentische Liebe ist, die Identität als Frau und als Mutter voneinander zu trennen und dem individuellen Wunsch mit größerer Achtsamkeit zuzuhören.

In diesem Prozess gab es einen Tod, voller Schein, Luxus und unwirklicher Momente; heute danke ich der Psychoanalyse, denn die Frau, die ihre eigene Geschichte erzählt, hat es geschafft, zu leben und ihren Lebenssinn zu bewahren – und wenn man sich verliert: S.O.S. YOAAAA

Obwohl ich mich anfangs leer und abgekoppelt fühlte, gefangen in einem Leben voller Lügen, nur um „ALLES ZU HABEN“, schreibe ich heute auf dem Weg nach Paris, in einem Moment der Selbstreflexion, in dem ich nur danken kann, und mehr als nur danken, für all diese Knoten, die ich in meiner Kehle spürte, und dieses zerbrochene Herz, das in deine Praxis kam...

Zu dem zu werden, was ich heute bin, hat mich gelehrt, mir selbst ohne Schuldgefühle Priorität einzuräumen, auf meine Gefühle zu hören und ein Leben aufzubauen, das im Einklang mit meinen tiefsten Bedürfnissen und echten Verbindungen steht, in dem das Leben fließt...

Die Psychoanalyse ermöglichte es mir, meine mütterliche Bindung aus der Freiheit heraus zu verstehen und zu genießen, was eine authentische Mutterschaft ohne emotionale Verstümmelungen ermöglichte...

Die Geste, die ihr mir erwiesen habt, indem ihr mir erlaubt habt, über die Bedeutung der Analyse zu berichten, in der man lernt, ein Leben zu führen, in dem dessen Nuancen und Farben klarer und bewusster sind und Authentizität Ruhe und Sinn bringt...

Zusammenfassend ist „Entre lunas y maracas“ eine Zusammenfassung meines Lebens, denn sie waren meine Stütze und mein Weg zum Wiederaufbau meiner Selbst, ausgehend von meinem authentischen Wunsch, Wahrheiten und Wurzeln zu verstehen, deren Begreifen mir damals so viel Mühe gekostet hat... DANKE, Psychoanalyse...

In ihr fand ich die Möglichkeit zu Freiheit, Bewusstsein und Wachstum...

Der Originaltext umfasst bislang 50 Seiten und ist hier auf zwei zusammengefasst, denn das Leben nach der Psychoanalyse hat das Leben von „Zwischen Monden und Maracas“ verändert

Was die berufliche Ebene betrifft, so konnte diese natürlich nicht losgelöst vom emotionalen und affektiven Leben betrachtet werden; im Gegenteil, beide beeinflussen sich gegenseitig, auch wenn es auf den ersten Blick so aussah, als würde sich alles aus dem Anspruch ergeben, als Frau gesellschaftlich korrekt zu sein. Denn in meinem Beruf fand ich die Bestätigung als Ausdruck meiner selbst; juristisches Wissen war für mich der Weg, meinen inneren Monolog zu überdecken und so Schutz darin zu finden.

Die Psychoanalyse machte mir deutlich, dass dies eine Abwehrhaltung war; natürlich waren Anerkennung und Stabilität wichtig.

Die Auseinandersetzung mit dem Tod und die Bewältigung von Situationen, die mit Entscheidungsfindungen verbunden sind, führten mich zur Entwicklung von Autonomie und Vertrauen in meine Fähigkeiten.

Der Wiederaufbau meiner beruflichen Identität schenkte mir Unabhängigkeit, Führungsstärke und Urteilsvermögen; meinen Beruf als Lebensmodell zu haben, ermöglichte mir Organisation und Funktionalität, eine Erweiterung meiner Sichtweise sowie berufliche und emotionale Integration.

Das Verständnis dafür, dass die Psychoanalyse immer griffbereit sein muss, schafft mir finanzielle und berufliche Freiheit aus der Perspektive des Begehrens heraus und zeugt von einer größeren Erzähl- und Kommunikationsfähigkeit – notwendig für den beruflichen Wandel. In dieser beruflichen Entwicklung gab es nie einen Aufstieg, sondern ES GIBT EINE BESSERE BEZIEHUNG ZU MIR SELBST, IN DER DAS LEBEN UMFASSENDE UND FREIER IST...

Der wahre berufliche Erfolg ist nicht nur beruflicher Natur, sondern war die Transformation einer Frau, die fähig ist, ein Leben aus Bewusstsein, emotionaler Freiheit und Achtsamkeit heraus zu führen...

DIES GILT FÜR DIE FRAUEN IM KT-AUDITORIUM

Frauen, denn die Geheimnisse der Frau und die weibliche Kraft werden im Allgemeinen nie gesehen, aber man spürt sie.... Es ist eine Art doppelter emotionaler Zufluchtsort...

DANKE, DANKE, DANKE